

Wandermappe.

== Illustrierte Beilage zum ==
„Gottscheer Bote“.

Nummer 18

Gottscheer, am 19. September

Jahrgang 1918

Was Gott tut, das ist wohl- getan.

Wir Menschen können es nicht fassen,
Was Gottes heil'ger Wille ist,
Und Unmut will das Herz ergreifen,
Wenn Elend uns erfasst und grüßt.

Der Friede flieht, er geht von dannen,
Wenn Not und Unglück tritt heran,
Man möchte aus der Welt entfliehen
Und klagt darob den Herrgott an.

Man hat so leicht darauf vergessen,
Daß man den Schöpfer oft betrübt,
Der stets es wohl meint mit den Seinen
Und der die Seinen innig liebt?

Wenn wir zurück zu Gott uns wenden,
Fangen wir recht zu beten an,
Dann wird man es erkennen lernen:
Was Gott tut, das ist wohlgetan!

Hirtenworte.

(Schluß.)

Viel Feind, viel Ehr! Selten hat ein
Hirtenschreiben der Bischöfe Österreichs so
viel Feindschaft sich zugezogen, wie das
letzte, von dem wir in dieser Nummer den
Schluß bringen. Ein Zeichen, daß er den
Nagel auf den Kopf getroffen hat. Be-
sonders die Umsturz männer und Wucherer
fühlen sich davon getroffen. Aus diesem
Grunde gießt die jüdisch-sozialistische „Ar-
beiter-Zeitung“ ihren ganzen Hohn und
Geifer über den Hirtenbrief und die Re-
ligion aus und behauptet, daß die Reli-
gion niemals und in keinem Lande und
bei keinem Volke — einige Schwärmer
ausgenommen — einen Einfluß auf das
Tun und Lassen der Menschen gehabt habe.
Treffend bemerkte darauf kürzlich ein geist-
voller Redner: Wenn dem wirklich so ist,

warum bekämpft dann dieselbe „Arbeiter-
Zeitung“ und die ganze jüdische Presse
die katholische Religion und die katholische
Kirche? Etwas ganz Einflußloses, Unge-
fährliches, Bedeutungsloses bekämpft man
doch vernünftiger Weise nicht.

Die katholische Religion ist eben nicht
so ohne Einfluß auf die Menschen, als
die Kirchenfeinde glauben machen wollen.
Das zeigt uns die Geschichte der zwei
Jahrtausende. Unter dem Einfluß des
Christentums brach das heidnische Römer-
reich zusammen, bauten sich christliche Rei-
che auf, blühte christliche Kultur auf, üb-
ten Millionen Menschen Werke christlicher
Nächstenliebe. Und gerade der Weltkrieg
und der Wucher in demselben beweist, wo-
hin die Menschheit kommt, wenn man den
Einfluß der Religion wie dies seit der
französischen Revolution in allen Ländern
Europas der Fall war, durch schlechte Ge-
setze, religionslose Erziehung, kirchenfeind-
liche jüdische Zeitungen, gottlose Schrif-
ten, glaubenslose Beamte, Fabrikanten,
freisinnige Parteien, schlechte Beispiele
von oben untergraben läßt. Zurück zur
katholischen Religion, zum praktischen
Christentum, das ist vielmehr der einzige
Ausweg aus dem Chaos, aus dem Wirr-
warr, den der Unglaube und seine För-
derer, besonders der gottlose Liberalismus
und die Sozialdemokratie in der Welt
angerichtet haben. Das ist auch der Sinn
des historisch denkwürdigen Hirtenbriefes.

Pflichten der Autorität.

Wenn der Glaube die Würde und Macht
die Obrigkeit schützt und unverleßlich
macht, so legt er ihr aber auch große
Pflichten auf. Das Amt der Oberen ist
nicht Herrschaft, sondern pflichtmäßige
Singebung an das Wohl derjenigen, um
deren Willen es Gott verliehen hat. Die
Oberen werden Gott einmal um so stren-

ger Rechenschaft geben müssen, je höher
sie an Würde und Macht über andere ge-
stellt waren. „Das strengste Gericht er-
geht über die Machthaber. Dem Gerin-
gen wird Barmherzigkeit zuteil, aber die
Gewaltigen werden gewaltige Züchtigun-
gen zu erdulden haben. (Weish. 6, 6—7.)

Die Macht der Oberen ist nur dazu da,
um Recht und Gerechtigkeit zu schützen.
Die Erfüllung dieser großen Pflicht aber
erheischt Gewissenhaftigkeit. Das Gewis-
sen ist unveränderlich wie das Recht, das
im unveränderlichen Willen Gottes aus-
gesprochen ist. Was gestern schlecht war,
ist heute und morgen ebenso. Das Ge-
wissen kennt keine Kompromisse, keinen
Vergleich mit dem, was man Zeitgeist
nennt. Das Gewissen kennt nur ein Ge-
bot: Tu deine Pflicht, es mag kommen,
was da will! Aber dazu gehören Grund-
sätze, und Grundsätze gibt es nur, wo es
ein lebendiges Gewissen gibt. Und das
Gewissen kann sich nur orientieren am
Willen Gottes, den uns der Glaube ver-
mittelt. Hier scheiden sich die Geister.
Der eine fragt sich: Ist das, was ich tun
will, gerecht? Wird dadurch Gottes Wille
erfüllt und mein Gewissen befriedigt?
Wenn ja, so liegt wenig daran, wenn mein
Interesse darunter leidet. Die Zufrieden-
heit meines Gewissens und das Wohlge-
fallen Gottes entschädigt mich für alles.
Ein anderer aber fragt: „Was wird man
von mir sagen, wenn ich das tue? Wird
das mir nützen oder schaden?“ Und er
wird seinen Nutzen allem anderen vor-
ziehen, im günstigsten Falle einen Ver-
gleich mit seinem Gewissen eingehen.
Wenn aber solche Kompromisse alltäglich
würden oder gar noch als Geschicklichkeit
belohnt würden, dann erlahmen die Ge-
wissen und die Grundsätze stürzen zusam-
men. Dann aber herrscht Unordnung, die
die Bösen nicht befriedigt und die Guten

erbittert. Wenn das Volkswohl die erste Aufgabe der Obrigkeit ist, dann kommt dieser als wichtigste Pflicht der Schutz des Glaubens und der Sittlichkeit zu. Denn es gibt kein Volkswohl ohne Sittlichkeit und keine Sittlichkeit ohne Glauben. Darum muß besonders das arme Volk in seinem Glauben u. in seiner Sittlichkeit geschützt werden, da dieses durch des Lebens Not den größten Gefahren ausgesetzt ist. Was immer an sozialer Fürsorge geleistet werden mag, die Lage des Volkes wird immer eine harte sein, denn ihm fallen doch alle schweren Arbeiten und alle Entbehrungen zu. Darum bedarf besonders das arbeitende Volk eines starken Glaubens an die ewige Seligkeit. Die Sicherheit des ewigen Glückes kann auch Arme reich machen.

Ein Feind, der besiegt werden muß.

Die Sorge um das Volkswohl drückt sich vor allem in einer guten Gesetzgebung und deren gerechten Sandhaltung aus. Aber auch von der besten Gesetzgebung kann man nicht alles erwarten, wenn die großen Massen, von Selbstsucht und Genußsucht erfüllt, ihr untätig oder gar feindselig gegenüberstehen. Keine Zeit hat die Gemeingefährlichkeit der ungeordneten menschlichen Selbstsucht so aufgezeigt wie der gegenwärtige Krieg. Wir begegnen heute Menschen, die aus Erz gegossen zu sein und ein Herz von Stein zu haben scheinen. Die bittere Not und die Seufzer der Armut um sie rührt sie nicht. Die Selbstsucht kennt eben nur einen Lebenszweck: zu erwerben, zu besitzen, zu genießen und zu glänzen. Es könnte ganz Europa in Feuer und Flammen ausgehen, wenn sie nur ihr Ziel erreichen. Für sie ist der Krieg nicht der Menschenfeind, der Millionen ins Grab legt, Gattinnen und Mütter und Geschwistern blutige Tränen erpreßt, sondern eine glückliche Gelegenheit emporzukommen. Diese Menschen sind die geborenen Feinde der sozialen Ordnung, ob sie dies sein wollen oder nicht. Jedenfalls sind sie eine Kriegsgeißel für die Armen.

Gott hat das Seine getan und uns eine genügende Ernte geschenkt. Wenn nicht rücksichtsloser Egoismus auf der einen, Unfähigkeit und Pflichtvergeßlichkeit auf der anderen Seite es verhindern, können alle das unumgänglich Notwendige an Nahrung und Kleidung erreichen. Gott hat, wie der Psalmist sagt, „die Erde jedem Menschen gegeben“ (Ps. 113, 16). Er sprach gewissermaßen: Herrschet über die Erde durch eure Arbeit, die sie fruchtbar machen soll. Was eure Mühe erbringt, soll euer Eigentum sein, das nicht mit euerem Leben aufhören, sondern auf eure Nachkommen übergehen soll; denn in euren Kindern lebt ihr selbst fort. Hierin wurzelt das Recht des Eigentums, das nicht von menschlichen Gesetzen begründet, sondern von Gott auf dem Berge Sinai verflündet worden ist. „Du sollst

nicht stehlen“ garantiert die Unverletzlichkeit des Eigentums. Ohne Eigentum gäbe es keine geordnete Gesellschaft, wie uns ein Blick auf das geborstene Niesenreich des Ostens zeigt. Die Welt würde eine große „Räuberhöhle“. Ohne Eigentum gibt es keine Nation und kein Vaterland, denn das ist der erste Akt derselben, daß sie ein Gebiet besetzt. — Ohne Eigentum gibt es keine Freiheit und keinen Ansporn zum Fleiß, keinen Fortschritt in der Kultur.

Aber dieses in der menschlichen Natur begründete Recht hatte einen großen Feind, die Sabgier, die sich in Diebstahl und Wucher äußert. Wenn ersterer die Sünde vieler Besitzlosen geworden ist, so ist der Wucher in unserer Zeit geworden, was Moloch einmal für die Kinder der alten Heiden gewesen ist. Wenn der Großwucher unserer Zeit gerade die Ärmsten und Wehrlosten auszuplündern und der gerechten Strafe sich so leicht zu entziehen vermag, so liegt hierin nicht bloß eine sündhafte Unterlassung der obrigkeitlichen Gewalt, sondern auch eine öffentliche Aufforderung an die übrigen, es nachzumachen. Ist es da unbegreiflich, daß die Armen, die trotz ihres Fleißes Not leiden, nicht mehr an soziale Gerechtigkeit glauben und der obrigkeitlichen Gewalt keine Achtung mehr entgegenbringen? Wer will dem schuklosen Kleinen verdanken, wenn er den Lockrufen verführerischer Umsturzreden Gehör schenkt? Hier tut Abhilfe dringend not, aber ganze, ernste Hilfe, im Geiste der Heiligen Schrift, die über den Wucher sagt: „Wer das Korn verbirgt, wird vom Volke verflucht werden; aber Segen kommt auf das Haupt derer, die es verkaufen.“ (Syr. 11, 62.) Wie viele, die der Krieg unerwartet und ungemessen bereichert hat, scheinen den Spruch des Volkes rechtfertigen zu wollen: „So viele Kapitalisten, so viele Blutegel“, als ob nicht geschrieben wäre: „Wer wird wohnen in deinen Zelten, o Herr? . . . Der sein Geld nicht gibt auf Wucher.“ (Ps. 14, 1, 5.) Diese Missetaten, die den Frieden der Gesellschaft bedrohen, haben, auch wenn sie sich der öffentlichen Gerechtigkeit zu entziehen wissen, doch zwei Zeugen, denen sie nicht entkommen: vorerst das Gewissen, das ihnen Tag und Nacht zurufen wird: Das ist Blutgeld — und Gott, der die Verachtung seines Gesetzes und die Ausplünderung seiner Armen ahnden wird. Aber täuschen wir uns nicht! Keine noch so gut gemeinten Gesetze werden gegen die menschliche Sabgier ausreichend zu schützen vermögen. Das kann nur die Abwendung des Einzelnen und des öffentlichen Geistes vom Mammonsdienste und von der Genußsucht. Das lehrt der Krieg mit Flammenschrift: Wenn die staatliche Ordnung nicht im Gewissen der Bürger fundiert ist, dann besitzt sie kein genügendes Fundament.

Noch eine Zeitnotwendigkeit.

Eine der empfindlichsten Kriegsfolgen ist der Mangel an jenen Lebensmitteln, mit denen man hauptsächlich den Hunger zu stillen pflegte; dazu kommt noch die ungeheure Verteuerung derselben. Die Armen suchen heute vielfach nicht Geld, sondern Nahrung und Kleider. Gewiß ist es vorerst Pflicht der Staatsgewalt, für eine gerechte Verteilung der im eigenen Lande vorhandenen und aus dem Auslande erreichbaren Lebensmittel zu sorgen.

Vermeidbare Fehler in der öffentlichen Ernährung haben großen Unmut im Volke hervorgerufen. Nun ist Kritik, ehrliche, verständige Kritik erlaubt, sachmännischer Rat sicher erwünscht. Aber Murren, Drohungen, Empörung, Ausstände, bringen kein einziges Weizenkörnchen und keine Kartoffel mehr ins Land, bringen aber wohl unser Land in Verruf und bestärken die Hoffnung unserer Feinde, uns doch noch besiegen zu können, wenn sie nur lange genug im Kriege ausharren.

Niemals leuchtet die Schönheit und Fruchtbarkeit wahrer Gottes- und Nächstenliebe so glänzend auf wie in den Zeiten gemeinsamer Not und Gefahr. „Vor allem lasset eure Liebe zu einander eine anhaltende sein, denn die Liebe bedeckt eine Menge von Sünden. Seid gastfrei gegen einander ohne Murren. Dienet einander, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als gute Verwalter der mannigfaltigen Gnade Gottes.“ (1. Petr. 4, 8—10.) „Ein Gottesdienst, rein und makellos vor Gott und dem Vater ist dies: Die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen und sich unbefleckt bewahren durch Abwendung von dieser Welt. (Jak. 1, 27.) Wer nicht bloß Hörer, sondern Vollbringer dieser Apostelworte sein will, der mag seine Liebe anspornen zur Leistung nicht bloß der auferlegten, sondern auch freiwilligen Lieferungen notwendiger Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände.

Gewiß hat der Produzent ein Recht auf einen den Zeitverhältnissen und seinen Mühen entsprechenden Arbeitsertrag. Aber was über den gerechten Lohn, über den notwendigen Eigenbedarf und über die christliche Sorge um die Zukunft hinaus zurückgehalten wird, ist heute unrechtes Gut, Mißbrauch des Eigentumsrechtes, Raub am Armengut und eine Herausforderung der Notleidenden zur Störung der Ordnung im Staate.

Gebt darum, geliebte Diözesanen, mit einer mutigen, großmütigen Freigebigkeit! Gebt in der festen Überzeugung, daß ihr dadurch die größten Guttaten für die Zeit eures Gerichtes in die Ewigkeit vorausschickt. Denn in Wahrheit sind wir ja alle vor Gott nicht unbeschränkte Eigentümer der Erdengüter, sondern nur Verwalter, die Rechenschaft darüber geben müssen. Gerade dazu hat Gott den Wohlhabenden Überfluß gegeben, damit sie sich damit Freunde im ewigen Leben

machen. Mit freudigem Geben, Geliebte im Herrn, macht ihr euch die Armen und ihre Schutzengel zu Freunden, ja den Herrn selbst, den „Vater der Armen“. Denn jeder Arme ist ein Bruder Christi und in jedem darbt und bittet Christus selbst. Freilich gibt es auch Vordringliche genug, die ihre Armut zum Deckmantel ihrer Begehrlichkeit machen; aber diese Erfahrung rechtfertigt nur Klugheit u. Vorsicht in der Freigebigkeit, keineswegs aber darf diese darob eingestellt oder auch nur eingeschränkt werden. Öffnet euer Herz, Geliebte im Herrn, einer zeitgemäßen Mahnung des hl. Paulus: „In der gegenwärtigen Zeit soll euer Überfluß dem Mangel der Dürftigen abhelfen. . . damit Gleichheit werde, wie geschrieben steht: Wer viel hatte, der hatte nicht Überfluß, und wer wenig hatte, der litt nicht Mangel.“ (2. Kor. 8, 14–15.) „Gott hat die Macht, euch jegliche Gabe überreich zu ersehen.“ (2. Kor. 9, 8.) Den Gärtherrn gibt der hl. Johannes zu bedenken: „Wer die Güter dieser Welt hat und seinen Bruder notleiden sieht, sein Herz aber gegen ihn verschließt, wie bleibt die Liebe Gottes in ihm? Lieben wir nicht mit dem Worte und nicht mit der Zunge, sondern in Werk und Wahrheit.“ (1. Joh. 3, 17 bis 18.) Freigebigkeit gegen die Armen aber setzt möglichst reiche Produktion, eifrige Arbeit im lückenlosen Anbau aller kulturfähigen Flächen und Sparsamkeit im Gebrauche der Lebensmittel voraus. Wenn großmütige Freigebigkeit in heutiger Zeit eine Großtat der Gottes- und Nächstenliebe ist, so ist sie nicht minder Arbeit fürs Vaterland. Der Soldat schützt das Vaterland, indem er mit seinem Leibe dem Feinde wehrt. Der christlich gesinnte Besitzer aber, der den Preis seines Fleisches mit seinen darbenenden Mitbürgern teilt, wehrt der Not und dem Hunger, die dem inneren Frieden gefährlich werden. Was die Zeit von uns fordert, ist der christliche Gemeinschaftssinn, der in dem vollstimmlichen Worte Ausdruck findet: Einer für alle, alle für einen.

Schluss Worte.

Alle diese Sorgen und Bitten, die wir in diesem Hirtenschreiben ausgesprochen, legen wir vertrauensvoll euch vor, damit ihr sie „in aufrichtigem und gutem Herzen behaltet und Frucht bringet in Geduld.“ (Ruf. 8, 15.) Vier Jahre lang habt ihr tapfer ausgeharrt und alle Lasten des Krieges getragen, der nichts anderes ist als das harte Joch der Sünde. Trotz aller Kampfeslust unserer Feinde, die sich nur mit unserem Untergang zufriedustellen wollen, muß doch einmal der Frieden kommen. Der Arm des Herrn ist nicht verkürzt. Noch regiert er seine Welt. „Den Willen derer, die ihn fürchten, tut er und ihre Gebete erhört er und erlöst sie.“ (Ps. 144, 19.) Ja, er ergreift den Schild des Glaubens an die göttliche Vorsehung. Sie reicht mit Kraft von einem

Ende zum anderen und ordnet alles lieblich.“ (Weish. 8, 1.) Der Krieg, von Gott nicht gewollt, aber zugelassen, ist in der Hand Gottes Strafmittel und Gericht über Völker, deren Geschiehe jetzt vielleicht für Jahrhunderte bestimmt werden. Die Übel des Krieges und die Leiden der Unschuldigen werden dazu dienen, uns von dieser Erde mit ihren Dunkelheiten und Widersprüchen innerlich loszumachen und vollens in die Arme Gottes zu treiben. Und das Evangelium des Friedens trägt hinein in unser Reich, um den inneren Frieden zu fördern und hinaus in die Lande unserer Feinde, um den unchristlichen Völkerhaß zu besiegen.

Wir haben nicht Ursache, zu zagen. Unser Reich hat sich bisher einer besonderen Obhut der göttlichen Vorsehung erfreut. Denkt nur an die Gefahren, in denen wir durch die Übermacht unserer Feinde geschwebt und die nun glücklich abgewendet sind. Das erfüllt uns mit froher Hoffnung für die Zukunft. Österreich hat eine providentielle Aufgabe zu erfüllen als katholische Vormacht im Herzen Europas und als Vaterland des Völkerbundes, den es beherbergt. Österreichs Kraft ruht in der Einigkeit seiner Völker und diese ruht im katholischen Glauben. Für uns gibt es darum nur eine ernste Gefahr: Den Abfall vom katholischen Glauben. Wenn es den Feinden gelänge, den Völkern dieses Reiches den katholischen Glauben zu nehmen, dann wären die Ströme Blutes, die für ein neues und starkes Österreich vergossen werden, umsonst geflossen. Beherzigt darum die Mahnung des heil. Apostels Johannes: „Das ist mein Gebot, daß wir glauben sollen an den Namen seines Sohnes Jesus Christus und daß wir uns untereinander lieben sollen, wie er uns befohlen hat.“ (1. Joh. 3, 23.) Amen.

Gegeben am 4. August 1918.

Die Erzbischöfe und Bischöfe Österreichs.

Seligkeiten.

Selig, selig sind die Kindlein
Ohne Arg und Falsch, die reinen,
Selig alle, die noch können
Kindlich jubeln, kindlich weinen.
Selig sind die Mutterherzen,
Ob die Erde auch voll Schmerzen!

Selig, selig alle Herzen,
Arm und töricht vor der Erden,
Sie, die lieben Weh und Schmerzen,
Die sich freuen in Beschwerden;
Sel'ge Torheit vor der Erden,
Wo'ge Weisheit wird dir werden.

Heil'ge Armut, die in Freuden
Alles für den Herrn gegeben,
O, welch reiche Seligkeiten
Werden dein im andern Leben!
Droben gibt es Edelsteine,
Diese Welt, sie hat ja keine.

Zeitgeschichten.

— **Eine Seltenheit.** Wenn Eltern die goldene und die Tochter die silberne Hochzeit begeht, so muß das als ein seltenes Ereignis bezeichnet werden. Eine solche Doppelhochzeit fand in der Margareten-Pfarrkirche statt. Es wurde die goldene Hochzeit des Eisenbahnbeamten Wilhelm Binder und seiner Gattin Sabine und gleichzeitig die Silberhochzeit der Tochter des Jubelpaares Anna Samernik mit ihrem Gatten Karl Samernik begangen. Der kirchlichen Feier der allgemein beliebten Jubelpaare wohnten die Kinder, Enkel und Urenkel sowie viele Freunde und Verwandte bei.

— **Moderne Sklaverei.** Wie das Leben der für die Entente zur Kriegsdienstleistung gepreßten Naturvölker aussieht, bietet eine Schilderung der Rh.-W. Ztg. Es heißt darin: Zweitausend Mann wurden in Seihon (Hinterindien) zusammengebracht. Wie die Sklaven auf den Galeeren zusammengepfert, wurden sie nach Marseille eingeschifft. Hier mußten sie in den verschiedensten Kriegsbetrieben arbeiten. Die in freier Natur aufgewachsenen Naturvölker wurden in Pulverfabriken verwendet, um schweren Dienst zu verrichten. Andere wurden in Arbeitskompanien eingestellt und mußten in Steinbrüchen arbeiten. Schutzlos waren sie allen Witterungseinflüssen ausgesetzt. Auch im strengsten Winter mußten sie arbeiten, ohne daß ihnen ausreichend warme Kleidung zur Verfügung gestellt wurde. Sie litten unsäglich unter dem Frost. Viele starben vor Kälte. Die Ernährung war völlig unzureichend: täglich gab es nur einen Viertel Liter dünne Reisuppe, 50 Gramm Fleisch und kaum 100 Gramm Brot, das zudem oft schlecht und völlig ungenießbar war. Die Bezahlung entsprach keineswegs der anstrengenden Arbeit. Sie betrug in Steinbrüchen 1 Fr. 50 Cent. (3 K) bei täglich 10stündiger Arbeitszeit. Die Behandlung war menschenunwürdig. Schwere Strafen waren an der Tagesordnung. Im wilden Zorn über die erlittenen Enttäuschungen und schmachvolle Behandlung wollten sie sich durch Flucht ihren Peinigern entziehen. Wahrlich! Die Kriegsführung der Entente ist nicht nur ein fortgesetzter Hohn auf das Wort vom „Schutze der kleinen bedrängten Nationen“, sondern bedeutet auch für ihre eigenen Hilfsvölker und Bundesgenossen nichts mehr und nichts weniger als die Wiedereinführung der Sklaverei.

Mensch und Laubwald.

Etwas kann bei meinem Streifen
Durch den Wald ich nicht begreifen:
Wenn man kaum den Rod erleidet,
Stehn die Bäume dicht bekleidet.
Hüllt man sich in warme Boden,
Wirft der Wald sein Laub zu Boden!

J. Bergmann.

Schwester Anna.

Erzählung aus dem Leben
von Hermann Girsfeld. (Schluß.)

„Mutter! Mutter!“ Im Jubellaut drang es aus Schwester Annas Brust empor — erschrocken stürzte die Rätin ins Zimmer — „nein, hab keine Angst,“ halb lachend, halb weinend klang es, „es ist ja gut, alles gut, der Schmutz hat sich gefunden, die gnädige Frau selber hat ihn verlegt, und war beim Richter, und neue Verhandlung gibt es, da soll unser Name wieder fleckenlos werden, o mein Gott, ich danke dir.“

In steigender Erregung hatte die Matrone die abgebrochenen Worte der Tochter vernommen. „Ich mag's kaum glauben, gnädige Frau,“ brachte sie hervor, „das Schmuckstück befindet sich bei Ihnen, Sie können es beweisen, Sie haben es am Ende mitgebracht?“

Traurig verneinte Frau Ella durch eine Bewegung des Hauptes. „Das kann ich nicht, Frau Rat,“ sagte sie mit tränenunterdrückter Stimme, „ich habe gestern Abend die Brosche ins Pfandhaus getragen, um dringende Forderungen zu decken, die ich aus eigenen Mitteln nicht bestreiten vermochte — es ist weit mit mir gekommen, Fräulein Anna, und durch eigene Schuld.“

„Arme Frau,“ klang es vom Bett her im Ton innigsten Mitgeföhls.

„Ich glaubte, nachdem viele Monde seit jenem Tage verstrichen, wo ich den Schmutz vermischte, das Kleinod unauffällig an die Stätte bringen zu können, die mein Fuß nicht zum ersten Mal betrat,“ fuhr Frau Ella fort, „es kam anders; ich mußte dem Direktor Rede stehen, mein Anrecht beweisen, Namen und Stand offenbaren.“

„Und dann?“ fragte die Rätin gespannt.

„Dann wurde mir bedeutet, daß ich den Vorschriften des Instituts Genüge geleistet; man zahlte mir den Pfandwert und ich konnte gehen.“

„Gott sei Dank!“ In gleichem Wort einten sich Mutter und Tochter.

„Sie sind gut,“ sagte Frau Ella, sich die Tränen trocknend, die mählich ihr Antlitz näßten. „Ich verdiene es nicht; wer weiß, ob ich in Furcht vor den Folgen, die mich treffen könnten, nicht weiter geschwiegen hätte, ohne die Aufopferung des Mädchens, die ich und jetzt mit Wissen, unschuldig mit schwerem Vergehen belastet. O, Frau Rat — Anna — ich habe eine bittere Nacht durchlebt,“ fuhr Frau Ella fort, „aber mit dem Morgengrauen war

ich gestärkt und gefaßt — und als die Stunde schlug, wo es geschehen konnte, stand ich vor dem Tisch des Richters — das Bekenntnis meiner Schuld und Ihrer Unschuld abzulegen — gefaßt, nun selber als Angeklagte zu büßen.“

„Nein, nein,“ Anna faßte die kalte, zitternde Hand ihrer ehemaligen Herrin, „das darf nicht sein; mag ich ferner den Makel meines Namens tragen, geht es nicht anders als um diesen Preis, so lösche ich ihn nicht.“

„Anna,“ schluchzte Frau Ella auf „mir brennen die Kohlen, die Sie auf mein Haupt sammeln. Aber Ihr Opfer ist nicht nötig. Der gütige Richter beruhigte mich, daß ich, als ich die Erklärung des Geschehenen abgab u. die Hüterin meines Besitzes für das Fehlen eines Stückes desselben verantwortlich machte, in gutem Glauben handelte, ohne jede böse, gar verbrecherische Absicht, das nimmt wie zu jener Zeit, auch heute noch das Gericht als erwiesen an. Von ihm aus brauche ich nicht vor die Schranke zu treten. Im Urteil der Neuaufnahme des Falles, der Sie entlastet, könnte höchstens ein Tadel über meine verspätete Anzeige der Wahrheit enthalten sein. Nicht der Staatsanwalt — sagte der würdige Mann — Sie, Anna Walter, Sie haben die Macht, Sühne dafür zu fordern, was ich Ihnen Bitteres angetan.“

Da hob Anna Walter die Augen hoch zum Fenster in den Sonnenschein, der höher und höher steigend nun den ganzen Raum durchflutete. „Ich habe meine Sühne, gnädige Frau — ich habe Ihr Kind gerettet!“

Schon in kürzester Zeit fand die Verhandlung der Wiederaufnahme des Falles „Anna Walter“ statt. Von der Mutter begleitet, stand „Schwester Anna“ vor denselben richterlichen Herren, die am damaligen bedeutsamen Tage das Urteil gesprochen hatten.

In ehrendster Weise erfolgte der Freispruch des Gerichtshofs, bei dem der Vorwurf für Ella von Heß nicht fehlen durfte; mit einem lauten „Bravo“ begrüßte die dicht gedrängte Menge im Zuhörerraum den Spruch — lächelnd ließ es der sonst recht strenge Vorsitzende geschehen. Am Eingang des Saales aber harnte Oskar Waller, der Getreue der beiden Frauen. Innig preßte er die ihm entgegengestreckte Rechte des jungen Mädchens. „Anna,“ jagte er leise, „gedenkst du deines Versprechens — diese Hand ist nun rein vor Gott und Menschen — darf ich sie halten, mit dem geheiligten Reif geschmückt, bis der Tod uns scheidet?“

Und Anna Walter gab zurück: „Ja, du Guter, Getreuer.“

Frau Ella von Heß verließ ihren Wohnort, geläutert durch Erfahrung; in einer kleinen, freundlich gelegenen Stadt nahm sie dauernden Aufenthalt, zurückgezogen, der Erziehung ihrer Kleinen lebend. Durch Oskar Waller, der die zerfahrenen Vermögensverhältnisse der Witwe ordnend in die Hand nahm, blieb der Gnädigen, vereint mit dem väterlichen Erbteil der Kinder, immerhin noch ein anständiger Lebensunterhalt.

Und nun nahm auch „Schwester Anna“, seit kurzem des treuen Freundes glückliche Gattin, Abschied von der Heimat — der Bruder bedurfte in seinen ausgedehnten Geschäften eines Teilhabers. Noch längere Zeit durfte sich die Rätin des Wohlergehens ihrer Kinder und blühender Enkel erfreuen — in der Stadt Mitteldeutschlands aber sind die Kreise noch nicht ausgestorben, die in Dankbarkeit des hochherzigen, edlen Sinnes Anna Walters gedenken, dessen unverdienten Lebensschatten das Walten des Ewigen zerstreut.

H. Bahr's „Rudigier“.

Ein eigener Reiz eignet Schriften, in denen Erlebnisse und Erkenntnisse ineinander verwoben erscheinen, Erlebnisse, die in scharfer, persönlicher Prägung vor der Erinnerung stehen, und Erkenntnisse, die von den Erlebnissen ihren Ausgang nehmen, aber erst durch mühevolle Geistesarbeit erworben wurden. Es kommt noch etwas Besonderes dazu, wenn die Erlebnisse in geschichtliche Zusammenhänge gehören und die Erkenntnisse alle Verbindungsfäden aufzudecken vermögen. Derlei Schilderungen sind ein anziehendes Mittelglied zwischen Memoiren und historischen Arbeiten. Hier hat zudem die Kunst des Künstlers gewaltet und gestaltet, die Kunst des Sehens und Sagens; des Sehens, welche in der Fülle der Gesichte den als typisch aufblühenden Einzelzug gewahrt wird, des Sagens, welche das Richtige richtig, das Treffende treffend auszusprechen imstande ist. Bahr's „Rudigier“ (Kösel 1918, zuerst im „Hochland“ erschienen, 1917 Oktober und November) ist mit seinen 59 Seiten ein ungemein wertvoller Beitrag zur Geistesgeschichte Österreichs im 19. Jahrhundert.

„Hier stand nicht bloß ein Zeitalter wider das andere: den letzten Ausläufern des von Verstandeswut delirierenden achtzehnten Jahrhunderts gegenüber ein Vorläufer des zwanzigsten, das wieder in Demut an den Tisch der ewigen Wahrheit

drängt. Es stießen auch zwei geistige Rassen aufeinander, die sich von Anfang der Zeiten her befehdeten: die nur äußere Sinne hat und darum das irdische Leben beim Wort, ja buchstäblich nimmt, und die andere, der, weil sie mit den Augen des inneren Sinnes auch das Unsichtbare berührt, alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist. Und endlich war hier über einförmigen, rastlosen, an Worten hängenden, mühsam unvermögenden, vom Gefühl ihrer Verlassenheit erschrockenen Menschen der mittleren Art ein Hochgeborener erschienen, einer von den Gewaltigen, die sich ihr Leben aus eigener Macht gestalten, ein irdisch unbedingter Mann. Sein Dasein war ihnen bedrückend. So hoben sie den Schild der Freiheit gegen ihn. Aber es sollte sich bald herrlich offenbaren, welche Freiheit sie meinten."

Mit diesen Worten leitet Bahr zu dem Ereignis über, das am 5. Juni 1869 die gute Stadt Linz a. d. Donau in Aufregung brachte, die gewaltsame Abführung des Bischofs zum Landesgericht. Die Grundlage des Verfahrens bildete der am 7. September 1868 beschlagnahmte Hirtenbrief Rudigiers. Am 12. Juli 1869 folgte die Verurteilung durch die Geschworenen, am darauffolgenden Tage die Begnadigung durch den Kaiser. Im Leben des Bischofs war das nur eine peinliche Episode, die er nicht überwinden konnte, weil er der Überzeugung war, man müsse Gott mehr gehorchen als Giskra. Für den Zeitgeist bedeutet der Vorfall aber eine schwere Niederlage, aus der er kriegsbeschädigt genug hervorging.

Wir reden vom Zeitgeist, obgleich der Verfasser diesen Ausdruck nicht verwendet, sondern zumeist vom Josefinitismus spricht. Was im Österreich der Fünfzigerjahre des 19. Jahrhunderts als Liberalismus in die Erscheinung trat, in den folgenden zwei Jahrzehnten seinen höchsten Stand erreichend, durch seine führenden Blätter die Köpfe erfüllte und die öffentliche Meinung machte, ist ein seltsames Gemenge gewesen. Seine Bestandteile waren Aufklärung, Josefinitismus, Jakobinertum, Materialismus, Staatsomnipotenz, von Demokratie nach oben, aber gar nicht nach unten, von kapitalistischer Raffgier und idealistischem Bildungstaumel, von Fortschrittsgerede und zumeist von blindwütigem Kirchenhaß. Das war indes allgemein europäisch. Die spezifisch österreichische Note darin war nach Ursprung, Herkunft und alles durchsäuernder Wirksamkeit der Josefinitismus. Wie er im wachsenden Bürgertum und der ansteigenden Beamten- und Lehrer-

schaft, daher in den gebildeten Kreisen das religiöse Leben verheerte, weiß der Verfasser weit bündiger und packender darzustellen, als es etwa einst der kundige und kenntnisreiche, aber weitschweifige und wortreiche J. Weidtel zu tun vermochte. Bahrs eigenartige Kunst, die Psychologie solcher Zeitströmungen zu erfassen, kommt da glänzend zur Geltung.

„Indem der Josefinitismus die Kirche knechtete, rief er den heiligen Namen der Freiheit an, indem er sie zerbrach, gab er sie zu reinigen vor, und nachdem er sie geköpft und entseelt, wies er auf den verwesenen Leichnam hin: Seht die Kirche! So kam es zu dem wilden Kirchenhaß, der drei Generationen Österreichs und bis tief in die vierte hinein, betört hat. Sie meinten, die katholische Kirche zu hassen, und es gab doch in Österreich längst schon keine mehr. Was so hieß, war bloß eine mit Moralin angestrichene Strafanstalt, die freilich den Zorn jedes gläubigen Gemütes redlich verdiente. Die katholische Kirche glommt in unseren Landen nur noch unterirdisch fort, von unverzagten Priestern und getreuen Bauern stumm dem Volke bewahrt.“

„Um 1800 schien der katholische Glaube in Österreich ausgetilgt.“ In diese Umwelt und deren Hauptstadt Wien trat 1808 Aemelis Maria Hofbauer. „Mit ihm war in der ahnungslosen Stadt der Geist erschienen. Darauf konnten die Behörden nicht gefaßt sein, er ließ sich nicht verbieten, man kommt mit allen Paragraphen einem Manne nicht bei, der durch die Wahrheit seines bloßen Daseins wirkt. Sie atmeten auf, als er starb. Daß er nun erst überall im Lande zu leben begann, konnten sie nicht wissen. Von diesem Tode aus ist Österreich wieder katholisch geworden.“ Einer seiner Jünger war Gregor Thomas Biegler, der vierte Bischof von Linz. Ihm folgte (1852) Franz Josef Rudigier. „Der Ruf hoher Würdigkeit ging ihm voraus, der Segen seiner Werke blüht ihm heute noch nach.“

Bahr geht von Jugenderinnerungen aus: wie sein Vater ein Altliberaler, ein so streitbarer Gegner des Bischofs war, daß er im Landtag immer und immer wieder gegen ihn aufzutreten sich getrieben fühlte. Am Schluß seiner Schrift kommt S. Bahr darauf zurück: Rudigier habe „auch bei Lebzeiten schon alle Redlichen, selbst seine Gegner, mit geheimnisvoller Kraft zur Ehrfurcht niedergezwungen.“

„Und so hat es denn auch sein müssen, daß gerade der Notar Dr. Alois Bahr, zeit lebens im oberösterreichischen Landtag

ein Hauptredner des Liberalismus, jetzt durch die Hand des einen seiner Buben dem großen Bischof von Linz diesen ärmlichen Stein ehrfürchtiger Erinnerung setzen ließ.“

Es wurde vorhin die treffende Wendung angeführt: „Der Katholizismus glommt nur unterirdisch fort.“ Das tat er nicht bloß im völkischen Sinn, in weltfernen, bäuerlichen Gemeinden, die von treuen Priestern betreut wurden; auch in vielen Individuen und Familien aller Stände glommt er fort; im Erbgang geriet er dann wohl auch ins Unterbewußtsein und glommt unterirdisch fort. Wir erfahren, daß die Mutter des Notars Dr. Alois Bahr, die doch wohl in josefinischer Blütezeit aufwuchs und lebte, eine fromme Salzburgerin, ihren Katholizismus in hellem Oberbewußtsein hegte und hütete und dessen ewige Wahrheiten den Kindern tief in die Seele legte. Das Erbe tauchte in der Seele des Sohnes unter, ohne unterzugehen. Echt aufklärerisch, mit Beispielen aus den Schriften der Aufklärer zu belegen, ist es zwar, wenn der Sohn im tränenreichen Nachruf seines Tagebuches für seine Mutter niederschrieb: „Sie ist gewiß in den Himmel gekommen, wenn es einen gibt.“ Mein der „brave Altliberaler“, der jeden Abend an seinem Bette niederkniete, um sein Gebet zu verrichten, der an keiner Kirche, keinem Kreuz vorbeikam, ohne den Hut zu ziehen, der Scherz oder gar Spott über Heiliges nicht litt, blieb doch ein guter Sohn seiner Mutter und hielt an ihrem Erbe, wenn es auch etwas unterirdisch fortglommt, in Treuen fest. Er hatte keine josefinisch „verstaatlichte Seele“, nur riesig viel Ablagerungen von Rottet und Soffen, von Grundrechten und Zeitungsartikeln in seinem Verstand. Die Ehrfurcht, die er vor der hohen Männlichkeit des überzeugungsfesten Gegners empfand, dürfte eine ahnende Unterströmung gehabt haben, daß die „Sicherheiten“, die „letzten Sicherheiten“, die in der Rede des Bischofs durchklangen, aus der Ewigkeit stammen und in der Abfolge der Geschlechter die Zeitströmungen überdauern. Die Worte Bahrs: „Und so hat es auch sein müssen, daß“ usw., haben einen tiefen Sinn. Man kann es verstehen, daß als das unterirdische Fortglommende in ihm taghell aufflammte, er, das alte Erlebnis im Licht neuer Einsichten erfassend, sich eins wußte mit Eltern und Voreltern und seinen Stein ehrfürchtiger Erinnerung auch in deren Namen zu setzen vermeinte.

Robert v. Kostik-Mienack, S. J.
Aus den „Stimmen der Zeit“.

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 16. bis 30. September.

16. Montag. Kornelius, Papst und Cyprian, Bisch. und Märt. († 258); Ludmilla, Herzogin u. Märt. († 927); Editha, Jungfr. († 984); Eugenia. (Schluß der Sommerzeit.) — 17. Dienstag. Lambert, Bisch. u. Märt. († 708); Hildegard, Jungfr. — 18. Mittwoch. (Quatember. In Böhmen Dispens.) Thomas v. Villanova, Erzbisch. († 1555); Joseph v. Cupertino, Bf. († 1663). — 19. Donnerstag. Januarius, Bisch. u. Märt. († 305). — 20. Freitag. Eustachius, Märt. († 120); Fausta, Jungfr. u. Märt. († 305). — Vollmond um 2 Uhr 1 Min. abends. — 21. Samstag. Matthäus, Apostel u. Evangel. († um 69.)

22. Sonntag. (18. n. Pfingsten.) Evangelium (Matthäus 9, 1—8): Jesus heilt einen Sichtbrüchigen zum Beweise seiner Macht der Sündenvergebung. — Emeran, Bisch. u. Märt. († 652); Mauritius, Märt. († 278).

23. Montag. Vinus, Papst u. Märt. († 80); Thekla, Jungfr. u. Märt. († 1. Jahrhdt.) — 24. Dienstag. Rupert, Bischof u. Märt. († 1064). — Herbstanfang. — 25. Mittwoch. Kleophas, Jünger Jesu; Aurelia, Jungfr.; Elagius, Anabe u. Märt. († 925). — 26. Donnerstag. Cyprian und Justina, Märt. († 304); Warin, Abt († 856). — 27. Freitag. Kosmas und Damian, Märt. († 287). — Letztes Viertel um 5 Uhr 39 Min. morgens.

28. Samstag. Wenzeslaus, König und Märt., Landespatron in Böhmen. († 936) (In Böhmen nicht verpflichtender Feiertag.) Festevangelium (Matth. 15, 25—27): Jesus mahnt seine Nachfolger zur Selbstverleugnung und zum Kreuztragen im Hinblick auf den ewigen Lohn.

29. Sonntag. (19. n. Pfingsten.) Evangelium (Matth. 22, 1—14): Jesus lehrt im Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahle, daß zum Eintritt in das Himmelreich das hochzeitliche Kleid der heiligmachenden Gnade nötig ist. — Michael, Erzengel.

30. Montag. Hieronymus, Kirchenlehrer († 419); Sophie, Witwe. — Sonnenaufgang um 7 Uhr, Untergang um 6 Uhr 44 Min., Tageslänge 11 Stund. 12 Minuten.

28. September.

Fest des hl. Wenzeslaus.

Herzogs und Märtyrers, Landespatrones für Böhmen († 936).

Evangelium, Matthäus 16, 24—27:

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn jemand mir nachfolgen will, verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben retten will, wird es

verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, wird es finden. Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte? Oder was wird ein Mensch geben als Entgelt für seine Seele? Denn des Menschen Sohn wird in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln kommen und dann einem jeglichen vergelten nach seinen Werken.

Erklärung:

„Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte!“ Diese große Lehre des Christentums vom Werte der Menschenseele ist der kurze Inbegriff des heutigen Evangeliums, das auch an vielen anderen Tagen hl. Märtyrer verlesen wird. Ganz besonders paßt es aber auf das Fest des hl. Märtyrers Wenzeslaus, der seine Seele höher einschätzte als sein Leben, höher als den Thron und die Gunst des Volkes und der für den Glauben an Christus sein junges Blut vergoß. Dies Wort des Evangeliums ist der Prüfstein jedes wahren Jüngers Jesu, der es darum zunächst an seine Jünger richtete. Zu solcher Geringschätzung der Welt und Wertschätzung seiner Seele gelangt aber nur derjenige, der den Geist der Selbstverleugnung, den Geist des Kreuzes in sich aufgenommen hat. Den Heiden war eine solche Wertschätzung der Seele bis zur Hingabe des Lebens fremd. Hingegen kennzeichnet sie den Jünger Jesu. Deshalb sprach Jesus: „Wenn jemand mir nachfolgen will (d. h. mein Schüler werden will), verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“

Drei Dinge gehören zu dieser Nachfolge Christi: Die Selbstverleugnung, das Kreuztragen und die Nachfolge. Die Selbstverleugnung ist der sogen. negative Teil der Nachfolge, das Kreuztragen der positive. Die Selbstverleugnung ist der Kampf gegen das zum Bösen neigende eigene Ich, das Kreuztragen ist die Vollbringung des mit vielen Mühseligkeiten und Schwierigkeiten verbundenen Guten und die Nachfolge bedeutet die gute Meinung, die Hingabe an Gott und seinen heiligen Willen. Nur wenn alle drei Dinge zusammenkommen, kann man von der Nachfolge Christi reden. Es gab auch bei den Heiden ganz wenige außerlesene Geister, die dem Grundsatz: Abstine et sustine (Entsage und ertrage) huldigten, wenn sie auch nicht entfernt an die christliche Selbstverleugnung heranreichten. Aber ihnen fehlte das, was ihrem Entsagen und Ertragen eine höhere Weihe aufgedrückt hätte, die gute Meinung, den Willen Gottes dadurch zu erfüllen und ein gottgefälliges Werk damit zu vollbringen. Wieviel Entsagung und Kreuztragung muß nicht auch in jetziger Zeit von Millionen und Abermillionen Menschen geübt werden und doch wie wenige Nachfolger Christi gibt es unter

den Kreuzträgern des Weltkrieges! Weil sie nicht um Christi willen, nicht in Hingabe an Gott und im Glauben an Christus ihr Kreuz tragen.

Das Kreuztragen bleibt niemandem erspart, aber der Lohn des Kreuztragens wird vielen nicht zu teil, weil sie nicht als Jünger Jesu ihr Kreuz auf sich nehmen, d. h. nicht im Stande der heiligmachenden Gnade und nur murrend oder gar Gott lästernd. Ihnen gilt das Leben alles, die Seele und der Himmel dagegen wenig oder nichts. Sie meiden daher das Kreuz, wo sie nur können, selbst um den Preis ihrer Seele, ihres Gewissens, nur um ihr Leben zu retten. Aber sie werden es dennoch verlieren, verlieren auf immer und ewig. Denn auch das längste Leben auf Erden hat einmal ein Ende und dann folgt entweder das ewige Leben oder der ewige Tod. Wer nur um sein Leben auf der Erde besorgt war und den Reim des ewigen Lebens durch die Liebe zu Gott nicht in seine Seele gelegt hat, der verfällt dem ewigen Tode, wie ein dürre Baum nicht mehr zum Leben erweckt werden kann. Wenn dagegen sein Leben zwar wert und teuer ist, so daß ihm sein Verlust nicht gleichgültig ist, wie etwa einem Selbstmörder oder Verzweifelnden, wer aber trotzdem um eines höheren Gutes willen, ja um des höchsten Gutes, um Jesu Christi willen, sein Leben verliert, sei es wie die hl. Märtyrer um des christlichen Glaubens und christlicher Tugend willen, sei es wie ein Held im Kampfe für das Vaterland oder in der Erfüllung seiner höheren Pflicht oder wenigstens in geduldigem Tragen des von Gott auferlegten Kreuzes, der wird das Leben, das ewige Leben finden. O welch herrliche Trost Worte in der furchtbaren Zeit des Weltkrieges, wo so viele Millionen Menschen draußen im Felde oder daheim vorzeitig ihr Leben einbüßen; sie mögen nicht verzagen, wenn sie an des Heilands Wort glauben: „Sie werden das Leben finden.“ Ja, sie werden das eigentliche Leben erst finden, denn das was sie verlieren, war eigentlich kein wahres Leben, sondern ein fortgesetzter langsamer Tod, ein Leben mit steter Todesdrohung und Todesgewißheit. Ist ein solches Leben wert, darob seine Seele, seine Ewigkeit zu verlieren? „Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte? Oder was wird ein Mensch geben als Entgelt für seine Seele?“ Auch der Gewinn der ganzen Welt kann den Schaden an der Seele nicht aufwiegen, denn er kann den Tod nicht aufhalten oder ein ewiges Erdenleben gewähren.

Unter dem Schaden ist der Verlust der Seele, der durch die schwere Sünde an der Seele verursachte Schaden, d. i. der Tod der Seele für das übernatürliche Leben gemeint. Der Mensch hat nur eine Seele; ist diese tot für die Ewigkeit, womit kann er sich eine andere Seele kau-

sen? Der Entgelt, der Kaufpreis für eine Seele ist so hoch, daß die Schätze der ganzen Welt nicht hinreichen, um dafür eine Seele einzutauschen. Nur ein Preis war hoch genug, ja übergroß, das Leben, das Blut, das Leiden des Gottmenschen Jesus Christus. Ihm allein steht darum auch das Gericht, die Entscheidung über Leben und Tod der erkauften Seelen zu; „Tod den Bösen, Leben den Guten“ wird sein Urteil lauten, wenn „des Menschen Sohn in der Herrlichkeit des Vaters mit seinen Engeln kommen wird.“ Dann wird niemand und sei er noch so reich und mächtig auf Erden gewesen, für seine Seele, für das ewige Leben der Seele — denn Seele bedeutet Leben und darum wird Seele und Leben oft gleichbedeutend von Christus gebraucht — ein Entgelt dem ewigen Richter anbieten können. Dieser Richter ist unbestechlich und kennt nur einen Maßstab, den Maßstab der Gerechtigkeit. Diesen Maßstab wird er aber nicht anlegen an die Größe des Vermögens oder des Standes oder des Ansehens oder der Vorzüge des Körpers oder des Geistes, sondern nur an die Werke. Die Werke, ob gut oder böse, ob für das ewige Leben oder für den ewigen Tod, ob für Gott oder für Satan, ob für den Himmel oder für die Hölle getan und bestimmt, werden gemessen werden und darnach wird die Vergeltung, die Zuteilung erfolgen. Wohl dann denen, die mit den heiligen Märtyrern und mit dem hl. König Wenzeslaus hinweisen können, daß sie um ihre Seele zu gewinnen, alles, auch ihr Leben hingegeben haben! Für sie wird des Menschen Sohn nicht zum Schrecken, sondern zum Lohne „in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln kommen“, um sie in Begleitung der Engel einzuführen zum ewigen Leben in der Herrlichkeit des Vaters.

Gedankensplitter.

Wenn du Böses hast getan,
Lenk' den Schritt zum Bußaltar.

Trage mit Geduld das Deine,
Fremdes Kreuz scheint oft sehr kleine.

Bewahr' getreu dir deinen eig'nen Sinn,
Doch Gott bewahre dich vor Eigensinn.

Eine katholische Frauentagung.

Am 8. September beging der auf dem durch die Gehässigkeiten seiner Gegner, aber auch durch den Segen seiner Beschlüsse denkwürdigen Katholikentage in Rumburg gegründete „Katholische Frauenbund d. Deutschen Böhmen“ (damals „Christlicher Frauenbund für Deutschböhmen“ genannt) seine 10 jähr. Bestandsfeier, verbunden mit einer Kriegswallfahrt in Filippstorf (Nordböhmen), die zu einer erhebenden katholischen

Frauentagung sich gestaltete, die besonders durch die Teilnahme des Diözesanoberhirten Erzellenz Bischof Josef Groß an Bedeutung gewann.

Am 7. September, nachmittags, wurde eine anregende Delegiertenkonferenz abgehalten, die namentlich den Ausbau der Organisation in wirtschaftlicher Hinsicht durch die Errichtung von Lebensmittelabgabestellen, deren Leiterin Erzell. Frau Sophie Gräfin Waldstein in Hirschberg ist, beriet.

Am 8. September, früh, schritten viele Hunderte Teilnehmerinnen der Wallfahrt zum Tische des Herrn. Auch beim Hochamte, das Bischof Groß zelebrierte, war die große, herrlich gezielte Gnadenkirche dicht gefüllt.

Nachmittags fanden gleichzeitig zwei Versammlungen, die eine für die kathol. Mädchenbünde und Jungfrauenkongregationen und eine zweite im großen Saale des „Hotel Butterberg“ statt. In ersterer sprachen Frau Dr. Alma Seitz aus Wien und Frau Auguste von Ripka aus Leitmeritz sowie Prof. Vinzenz Gille aus Wernsdorf tief zu Herzen gehende Worte über Mädchenaufgaben und Mädchenerziehung.

In der Frauenversammlung, welche die Bundespräsidentin Frau Franziska Gräfin Rinsky von Bürgstein leitete, sprachen Hochw. Sr. Dechant Heinrich Fleck über das Bundesjubiläum, Frau Dr. Seitz über die wirtschaftlichen und caritativen Aufgaben der katholischen Frauenorganisation und Erzell. Bischof Groß über die patriotischen und religiösen Aufgaben der kathol. Frauen.

Wir können wegen Raumangel nur einige Sätze aus der Rede des Hrn. Dech. Fleck herausgreifen. Dieselbe bot zunächst einen Rückblick auf die 10jähr. Tätigkeit des Bundes. „Sturmestage waren es, an denen der Frauenbund geboren ward. Kriegsmäßig ging es zu in Rumburg und dem neugeborenen Kinde ward ein gar sonderbares Wiegenlied gesungen, ein Lied böser Mächte. An der Wiege stand eine hochedle Mutter, Baronin Marie Ropal, deren Herz nun nicht mehr auf Erden schlägt, deren Geist aber sicher heute auf ihre bereits kräftig gewordene Tochter freudig vom Himmel niederschaut. Diese hochragende Frau wußte, warum der Frauenbund ins Leben treten mußte. Die Zelle der Gesellschaft ist die Familie; ist die Familie gesund, dann haben wir gesunde Gemeinden, gesunde Länder und Völker, gesunde Staaten. Die Frau, die Mutter, die Gattin ist Priesterin in der Familie, von Gott dazu berufen, sie muß die Kinder lehren, segnen, führen, schützen, muß opfern, beten. Die Mütter und Frauen so vieler noch gesunder Familien zu sammeln, sie gesund zu erhalten, kranke Familien gesund zu machen, schwache im Guten zu stärken, das waren die Beweggründe zur Gründung des katholischen Frauenbundes. In diesem Sinne hat der

Frauenbund seine Missionsreise ins deutsche Böhmerland angetreten, und obwohl es oft hieß, bei uns ist kein Boden für einen katholischen Frauen- und Mädchenbund, so zählt der katholische Frauenbund heute doch bereits 42 angeschlossene Vereine, 10 Zweigvereine, 14 Mädchenbünde, 18 Jungfrauenkongregationen mit über 20.000 Mitgliedern.

Und von Jahr zu Jahr wurde der Bund immer weiter ausgebaut und er entfaltete auf den verschiedensten praktischen Gebieten eine recht segensreiche Tätigkeit. Es sei bloß auf die neueste durch die Kriegszeit gezeitigte Einrichtung von Lebensmittelabgabestellen in einzelnen Bezirken hingewiesen, auf die Einrichtung ambulanter Krankenpflege, auf die hauswirtschaftlichen Kurse, auf die herrlichen Bundestage und Kriegswallfahrten in Filippstorf, Saindorf, Maria-Kulm usw.

Ein Blick nach vortwärts sagt dem Kathol. Frauenbunde: helfen, helfen! Helfen nicht bloß dem Leibe, auch der geistigen Not zu Hilfe kommen, beides schön mit einander verbinden. Woher aber die Kraft, die Weisheit, die Ausdauer, die so schweren, erhabenen und so unabweisbaren Ziele zu erreichen? Die kathol. Frauen sollen trinken aus den unverstiegbaren, reinen Quellen des hl. Glaubens, trinken besonders aus der Geduld, Sturmut, Weisheit, Liebe spendenden Gottesquelle der öfteren würdigen heil. Kommunion. Kraft sollen die Frauen auch schöpfen zu diesen so schweren sozialen Pflichten in der Familie, in der Gesellschaft durch stramme, fernige Vereinigung edelgesinnter Frauen im Frauenbunde, aber nicht bloß die Zahlung einiger Kronen jedes Jahr, sondern durch frisches Leben nach den Pflichten und Satzungen des Bundes und durch Einmütigkeit im Sinne des Heilandswortes: „Daß alle eins seien!“

Kedner schloß seine herrliche Rede mit dem Wunsche: Möge jedes Mitglied im katholischen Frauenbunde widerspiegeln wie die klare Welle das Bild der echten katholischen Frau, wie sie jetzt in der Familie, für sich und in der bewegten Welt sein muß. Und möge der Bund selbst sich immer edel und rein verjüngen in den katholischen Mädchenbünden und mit ganzer tiefgläubiger Auffassung den hohen, persönlichen und gesellschaftlichen Aufgaben gerecht werden, um auch in Zukunft allezeit sagen zu können:

Katholisch werde ich genannt
Und mein katholisch Wirken ist bekannt.
Und wenn sich Tausende so regen,
Wird nimmer fehlen Gottes Segen.

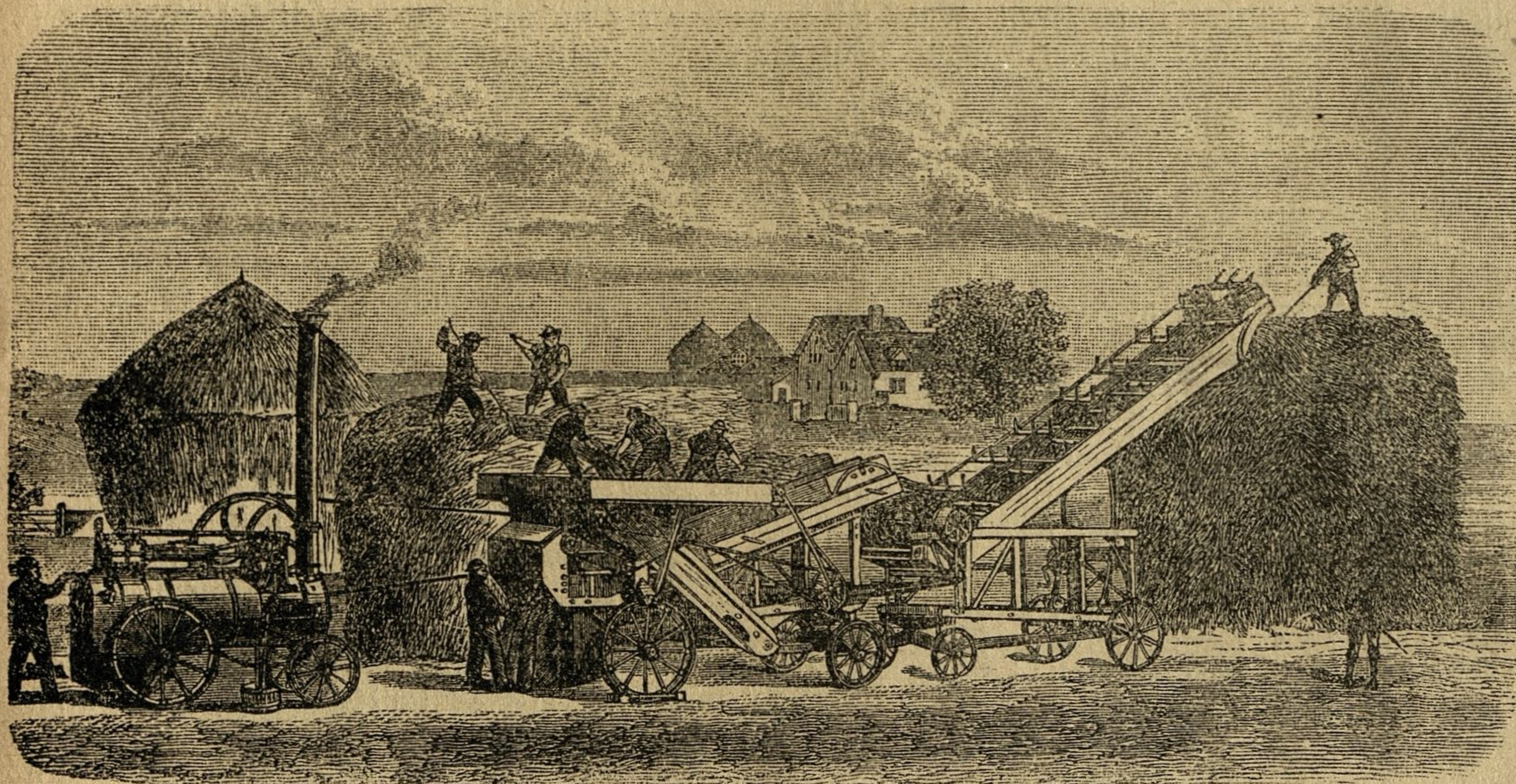
Unparteilichkeit.

Heut sind nicht nur edle Seelen,
Nein: auch Diebe neutral;
Ob sie reich oder arm bestehen,
Ist sehr vielen ganz egal!

J. Bergmann

Herbst.

Ist der Herbst ein lieber Mann!
Schleppt daher, was er schleppen kann.
Körner zu Brot, des Obstes Glast,
Kraut und Kartoffeln die schwere Last,
Tausend Früchte väterlich —
Die Zentralen freuen sich — —
Nehmen's ihm ab und heimsen's ein
Oder auch nicht . . . Verwundert drein
Schaut der Herbst und denkt: O Schaden!
Bin an die falschen Adressen geraten —
Ach, wie soll ich die Leuteln laben,
Wenns die Zentralen und Hamsterer ha-
ben? —
Bäuerlein hat auch nicht Eil'
Mit dem Liefern; zu seinem Heil
Wird da mancher Mann noch satt,
Wenn er etwas zu tauschen hat.
Selbst die Kunst, in der großen Not,
Geht jetzt doppelt aus aufs Brot;
Für drei Süßeln — 's ist kein Spassen —
Kann der Wenzel sich malen lassen



Herbst.

Und für Brot ein Laiblein nur
Kriegt er eine Taschenuhr
Oder — meint ihr, ich übertreib'? —
Manchmal gar das Hemd vom Leib! —
Nicht das Geld mehr ist geehrt,
Nur die Leistung hat noch Wert
Und es predigt laut die Not:
Gold ist Gold, doch Brot ist Brot!
Aug. Schiffmacher.

Die Träne.

Ein kürzlich verstorbener Priester, Kaplan S. Breister in Gomborn, wirkte mit besonderem Eifer in einem Jünglingsvereine. Vor längerer Zeit hatte er einmal einen sehr Hartnäckigen zu bearbeiten. Doch alle seine Worte prallten ab und traurig mußte er ihn ziehen lassen. Kurz vor seinem Tode bekam er von diesem jungen Manne einen Brief aus dem Felde, worin er ihm mitteilte, daß er auf alle seine Mahnungen nichts gegeben habe;

aber bei seinem Abschiede habe er Tränen in seinen Augen glänzen gesehen und diese Tränen hätten ihn bekehrt.

Das Versehen der Kranken.

Man bereite rechtzeitig den Schwerkranken auf das Versehen vor, oder melde auf der Pfarrei die Kranken, damit ein Priester diese etwa zum Vorbereiten zuerst besucht. Es soll ein verläßlicher Bote den Krankengang melden, damit er Auskunft geben kann, über den Zustand des Kranken, über die Hausnummer usw. Ist es dringend und plötzlich, dann wird der Priester kommen, ob Tag oder Nacht, bei schönem wie bei schlechtem Wetter. Nicht sagen: Bei solchem Wetter können wir doch nicht den Priester kommen lassen; und der Kranke stirbt unversehen. Ist es nicht dringend, dann mindestens früh vor der hl. Messe noch melden, oder abends, damit man sich mit der Schule richten kann. Ist jemand schon länger auf einem

zu beten; das Gehör bleibt meistens am längsten scharf; ja es kommt vor, daß fast taube Leute in der Todesstunde wieder alles hören. Man besprengte sie öfters mit Weihwasser; in der Sterbestunde sollen die Gebete nicht lang sein. Kurze Erweckung des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Reue. „Mein Jesus, Barmherzigkeit“, besonders das schöne Gebet: „Jesus, Maria und Josef, euch schenke ich meinen Leib und meine Seele! Jesus, Maria und Josef stehet mir bei im letzten Kampfe; Jesus, Maria und Josef laßet meine Seele mit euch in Frieden scheiden!“ Dem Sterbenden, wenn es möglich ist, den Rosenkranz in die Hand geben, oder wo keine Besinnung, auf die Brust legen.

Das Oberhaupt der Kirche.

Der hl. Petrus wurde von Christus zum Oberhaupte der Kirche bestellt. Petrus macht die Zwölfzahl der Apostel durch die von ihm beantragte Wahl eines neuen Apostels wieder voll. Er tritt als der erste Prediger des Evangeliums am Pfingstfeste auf und verteidigt sich und seine Mitgewählten gegen den Verdacht der Trunkenheit. Er wirkt im Namen Jesu das erste Wunder an der Tempelpforte und führt, als alle Apostel vor den hohen Rat geschleppt wurden, im Namen Aller das Wort. Er hält das erste Strafgericht über Ananias und Saphira. Er beginnt zuerst die Aufnahme auch der Heiden in die christliche Kirche durch die Befehring des Kornelius. Zu ihm reist Paulus, der noch von Christus unmittelbar berufen worden, nach Jerusalem, bleibt 15 Tage bei ihm, und verkündet diese seine Verbindung mit Petrus den Gläubigen. So hat Petrus als das erste Oberhaupt der Kirche gewaltet und geherrscht.

Der päpstliche Zuaue.

Es war am 18. September 1860, da wurden die päpstlichen Truppen von den Piemontesen besiegt und diese zogen sich unter General Lamoriciere nach der Festung Ancona zurück. Bei der Nachricht von der Niederlage der päpstlichen Zuaue entflammte der 16jähr. Theodor Wibaux und sprach zu seinem Vater: „Vieher Vater, ich will auch ein Zuaue des Heil. Vaters werden.“ — „Du verstehst ja nicht, dir etwas zu versagen. Verne dich erst selbst bezwingen, dann wollen wir sehen!“ Der Knabe verstand seinen Vater. Er kehrte in seine Erziehungsanstalt zurück und gelobte den Kampf gegen die Weichlichkeit aufzunehmen und Lehrer und Mitschüler staunten über seine Charakterfestigkeit. Nach zwei Jahren war

Filial- oder Schulorte krank, dann auch frühzeitig melden, oder abends vorher, damit mit dem Schulwege, oder der Filialmesse der Krankengang verbunden werden kann. Im Zimmer ist vorzubereiten: Ein Tisch, weiß gedeckt, mit einem Kruzifix und zwei Kerzen; ein Gefäß mit Weihwasser, ein Gefäß mit Trinkwasser und einen Kaffeelöffel darüber; auf einem Tellerchen ein wenig Watte oder Baumwolle und etwas Salz. Der Tisch soll so stehen, daß der Kranke den Priester und Kreuz und Lichter sehen kann; nicht der Kranke im Nebenzimmer und der Tisch in der Stube. Ist es möglich eine Kommunionkerze der Kinder im Hause zu haben, dann diese auf den Tisch bereit legen; es sollen die Angehörigen nicht vergessen, in der Sterbestunde diese dem Sterbenden in die Hand zu geben und mit zu halten. Es kann auch eine andere Kerze sein. Man vergesse nicht, in der Sterbestunde laut

die Probezeit vorüber und er erhielt von seinen Eltern die Erlaubnis, in die päpstlichen Truppen als Buabe einzutreten. Sein größter Lohn, seine größte Genugung war es, Schildwache stehen zu dürfen am Portale des Vatikan und sagen zu können mit Stolz: „Hier wohnt mein Vater und ich bin sein Soldat.“ — Als später die Franzosen den St. Vater im Stiche ließen, mußte auch Theodor Wibaux mit abziehen. Er war ein Franzose. Später kämpfte er im deutsch-französischen Kriege mit Auszeichnung bei der Westarmee. Nach dem Friedensschlusse mußte er die Waffen ablegen und sein Regiment verlassen, wo er den Ruf eines Offiziers hinterließ, der fromm war wie ein Engel. Bald darauf verließ Theodor seine Angehörigen und trat ins Jesuiten-Noviziat von Saint-Acheul ein, um Jesuit zu werden. Dort ereilte ihn mit seinen Brüdern das Verbannungsurteil. Er fand im protestantischen England eine Zufluchtstätte. Vater Theodor Wibaux fühlte sein Ende nahen und er starb noch jung an Jahren in der Verbannung.

In französischer Gefangenschaft.

Ein aus der Gefangenschaft entflohener Reservemann erzählt Folgendes: „Ich hatte mich bei einem Sturmangriff allein zu weit vorgewagt und wurde von den Franzosen gefangen. Sie banden mich außerhalb des Grabens an einer Stelle fest, die von unserer Artillerie beschossen wurde und sagten, ich solle achtgeben, woher das Feuer käme und wo unsere Artillerie aufgestellt sei. Die ganze Nacht über blieb ich da bis zum anderen Mittag, dann wurde ich losgebunden und mußte französischen Mannschaften schwere Balken zum Unterstandsbau tragen helfen. Nachts stellte man mich vor die Beobachtungslöcher, ich sollte aufpassen, ob etwa ein Sturmangriff von den Unseren unternommen würde. Ich mußte wider meinen Willen tun, als ob ich gehorchte. Auch in den nächsten Tagen mußte ich bei Tage arbeiten und des Nachts Posten stehen. Man ließ mir keine Zeit zum schlafen und gab mir auch keinerlei Nahrungsmittel. Ich habe die von den Franzosen fortgeworfenen Brotrinden gegessen und gefrorenen Kaffeesatz zerstampft und in den Mund gesteckt. Nach vier Tagen fand ich endlich Gelegenheit zum Entkommen.“

Schneller Tod.

Ein Notar, der gern recht tief ins Gläschen sah, hatte auswärts ein Amtsgeschäft zu besorgen. Als er fortging, bat ihn seine Frau, sich nur heute nicht zu betrinken, sie habe eine Ahnung, daß der heutige Tag nicht gut ausgehen wird. Der Mann versprach es und ging. Als das Geschäft beendet war, vergaß er auf das Versprechen, das er seiner Frau gegeben und ging ins Wirtshaus, wo er tlich-

tig nach altgewohnter Weise zechte und war in kurzer Zeit hagelvoll betrunken. Um den Rausch auszuschlafen, wollte er in ein Gastzimmer gehen, suchte nach einem solchen, öffnete in dem ihm unbekannten Hause eine Tür, taumelte in der Dunkelheit vorwärts, stürzte durchs Garbenloch hinab und schreit im Falle: „Jesus, Maria!“, dann war alles still. Später wurde der Mann tot in der Scheuer aufgefunden. Ein alter Mann, der vor der Scheuer sich sonnte, hatte den Schrei gehört, aber nicht weiter darauf geachtet.

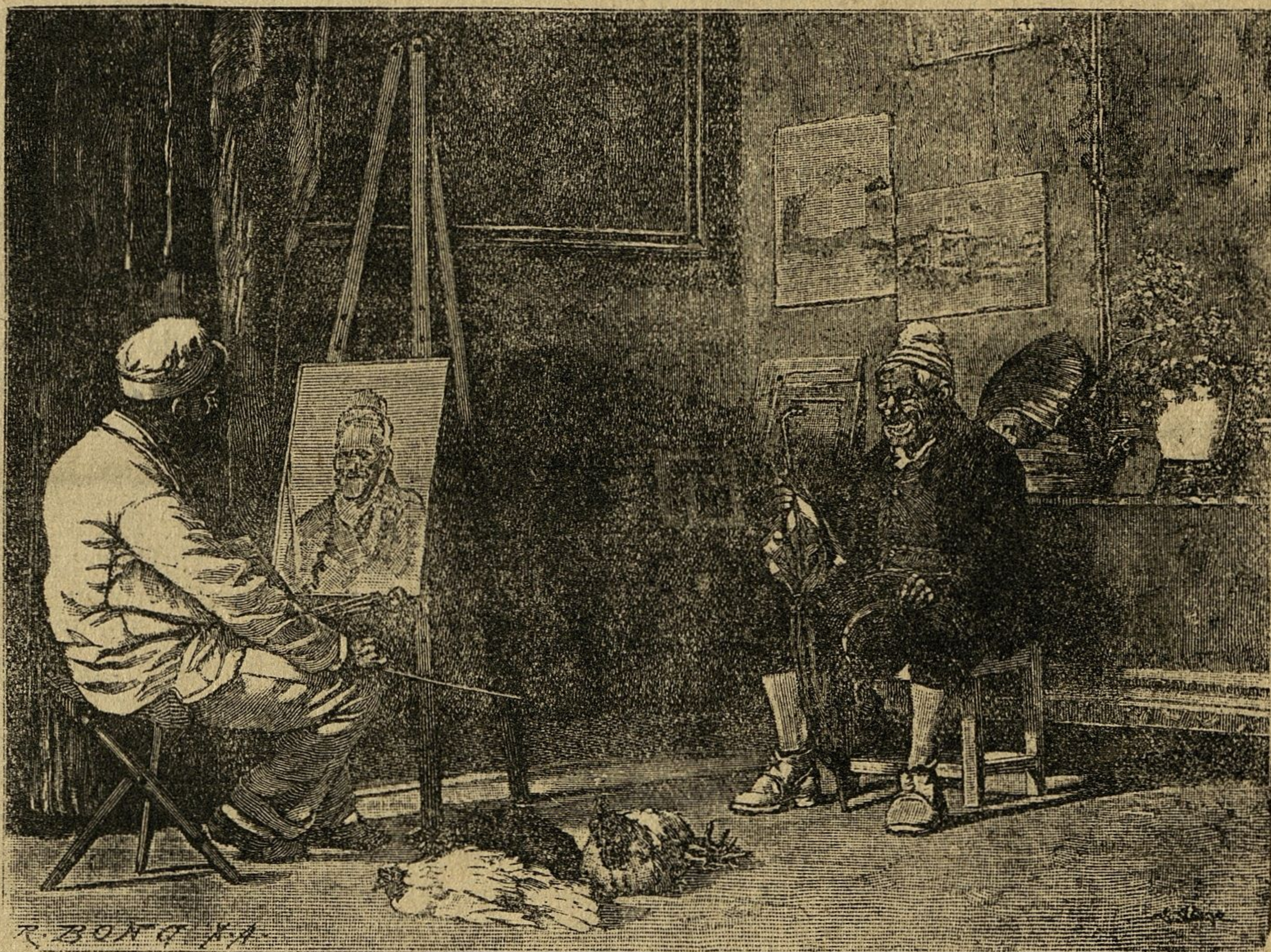
Etwas vom Bruder Klaus.

In der Schweiz wird kein Heiliger, mit Ausnahme der seligsten Jungfrau Maria, so hoch verehrt wie Nikolaus von der Flüe, vom Volke nur gewöhnlich „der Bru-

eine Klaus mit einer Kapelle und stellte einen Priester an, der in derselben täglich die hl. Messe las. Bruder Klaus lebte in der Einöde 20 Jahre und starb 70 Jahre alt im Rufe der Heiligkeit.

Vor dem Tabernakel.

Die Schwester des hl. Gregor von Nazianz, die hl. Gorgonia, litt an einer unheilbaren Krankheit und wurde deshalb von den Ärzten aufgegeben. Da nahm sie ihre Zuflucht zum besten Arzte, zu Jesu im hl. Sakramente des Altars. In der Stille der Nacht ging sie in die Kirche, warf sich vor dem hochwürdigsten Gute nieder und flehte unter Tränen zu demjenigen, der Sichtbrüchige, Aussätzige, Lahme, Blinde, Taubstumme durch ein einziges Wort geheilt, auch ihrer sich zu



Tauschhandel.

der Klaus“ genannt. Dieser ungewöhnliche Mann wurde am 21. März 1417 in Sargeln als Sohn wohlhabender, frommer Leute geboren. Er zeichnete sich in der Jugend durch Fleiß, Frömmigkeit und sittliches Betragen aus. Er verehelichte sich mit einer sehr braven Jungfrau. Aus dieser Ehe entsprossen 10 Kinder; 5 Knaben und 5 Mädchen. Nikolaus von der Flüe war 19 Jahre lang Richter und Landrat im Kanton Unterwalden, und in mehreren Schlachten und Treffen kommandierte er mit großer Tapferkeit als Offizier. Nachdem alle seine Kinder versorgt waren, faßte er den Entschluß mit Einwilligung seiner Frau und Kinder, sich von der Familie zu trennen, von der Welt ganz zurückzuziehen und in einer Einöde ein beschauliches Leben zu führen. Er stand damals in seinem 50. Lebensjahre. Seine Familie erbaute ihm

erbarmen, auch sie zu heilen. Ihr Vertrauen wurde gerechtfertigt: Als sie aufstand vom Gebete, war sie vollkommen gesund.

Papst und Gesandter.

Als der venetianische Gesandte, Cappello, dem Papste Benedikt XIV., bei welchem er eine Audienz hatte, alle Augenblicke in die Rede fiel, um sein abgeschmacktes Geschwätz vorzubringen, fragte der Papst plötzlich den Gesandten: „Sind Sie nicht zuweilen in der Komödie gewesen?“ — „Wie so?“ sagte der Gesandte, „was tut dies zur Sache?“ — „Es tut so viel“, gab ihm der Papst zur Antwort, „daß Sie nicht wissen werden, daß, wenn der Doktor spricht, der Hanswurst schweigen muß.“

Rundschau.

Allgemeines.

Schwerer und schwerer atmet die Welt unter den Lasten des Weltkrieges. Friede, Friede ist der Wunsch und das Sinnen aller guten Menschenherzen; aber leider gibt es unter unseren Kriegsgegnern noch viele gottentfremdete, steinharte Menschen, die vom Ende des Blutbergießens nichts wissen wollen und die auch heute noch auf die Zerstörung unseres Vaterlandes ausgehen.

Daß die leitenden Männer unseres Vaterlandes nicht schuld an diesem entsetzlichen Weltkriege sind, ist längst erwiesen, und wie oft sie schon versöhnlich die Hand zum Frieden ausgestreckt haben, wissen wir ebenfalls alle. Zum ersten Male geschah dies durch die Friedensnote der Mittelmächte vom 12. Dezember 1916 und jetzt wiederum hat unser gemeinsamer österreichisch-ungarischer Außenminister Graf Burian an die Regierungen aller kriegführenden Staaten, sowie an den Hl. Vater eine Note gesandt, die den Vorschlag macht, eine Konferenz zu unverbindlichen Besprechungen an einem Orte eines neutralen Landes zu berufen, um sich über die Möglichkeiten der Herbeiführung des Friedens gegenseitig auszusprechen.

Wie man bereits hört, so hat der amerikanische Präsident Wilson, dieser harte, die Gewalt liebende Mann, den so hochedlen Vorschlag wenigstens in einer vorläufigen Erklärung an seinen Staatssekretär Lansing brüsk abgelehnt. — Aber auch der kriegslustige Wilson ist nur ein Mensch und der Menschen Heil liegt in Gottes Händen. Auf ihn allein vertrauen wir.

Eine Reihe bedeutsamer Besuche sind zu verzeichnen. Der König von Bulgarien hat den Deutschen Kaiser besucht, der deutsche Staatssekretär des Äußern v. Sinsheimer war in Wien, der türkische Großvezir Talaat Pascha in Wien, Berlin und Sofia, König Ludwig war in Sofia und Konstantinopel, der Hetman der Ukraine und der Donrepubliks General Skoropadski war in Deutschland zu Besuch. Die Finnländer wollen den Prinzen Friedrich Karl von Hessen zum König haben, wozu dieser sich bereit erklärt hat.

Die deutschen Heere im Westen haben eine große Rückzugsbewegung in ihre Siegfriedstellungen ausgeführt.

An der italienischen Front haben die Italiener in den letzten Tagen wieder heftige Angriffe in den Gebirgslagen zwischen Brenta und dem Monte Sabotrolo, dann auch am Monte Pertica versucht, sind aber abgewiesen worden.

Kriegschronik.

31. August. Zwischen Ypern und La Bassée wegen Frontverkürzung der Aemmel dem Feinde überlassen. — An der Straße Arras-Cambrai brechen englische

Infanterie-Angriffe zusammen. — Die Verluste Rußlands im Weltkriege betragen nach aufgefundenen Verlustakten für Seeresergänzungen 5,762.000 Mann.

1. September. Zwischen Scarpe und Somme englische Angriffe auf 45 Kilometer breiter Front im großen abgewiesen. — Auf dem Amurfluß versenkten bolschewistische Abteilungen zwei japanische Truppentransporter durch Artilleriefeuer. — Teilangriffe des Feindes in der Milette-Niederung und nördlich von Soissons werden abgewiesen.

2. September. Zwischen Scarpe und Somme werden starke englische Angriffe aufgefangen. — Französische Vorstöße aus der Milette-Niederung scheitern im Feuer. — Der englische Vertreter Lockhart wird als Organisator der großen Verschwörung in Moskau überführt.

3. September. Kleinkämpfe beiderseits der Dyle. — Beiderseits von Noyon vier stärkere französische Angriffe restlos abgewiesen. — Südlich von Ripont erfolgreicher deutscher Vorstoß. — Der deutsche Staatssekretär v. Sinsheimer trifft in Wien ein.

4. September. Zwischen Somme und Dyle werden die deutschen Truppen ohne Kampf vom Feinde losgelöst. — Die Ententegeandtschaften fordern die in Rußland noch aufhältlichen Staatsangehörigen auf, Rußland innerhalb 5 Tagen zu verlassen.

5. September. Die von dem Institut für den Wirtschaftsverkehr mit Bulgarien in Berlin veranstaltete Bulgarenfahrt findet im Berliner Rathaus ihren Abschluß. — Zwischen Ypern und La Bassée weisen deutsche Truppen feindliche Erkundungsabteilungen ab. — Bei Abweisung gegnerischer Angriffe zwischen Bloegstreet und Armentières machen heftige Truppen mehr als hundert Gefangene. — Die russische Sowjet-Regierung ordnet die Verhaftung aller englischen Staatsangehörigen zwischen 15 und 45 Jahren an.

6. September. An den westl. Schlachtfrenten entwickeln sich heftige Infanteriekämpfe im Vorgelände der neuen deutschen Stellungen. — Nordwestlich Langemark machen bayrische Truppen bei einem örtlichen Vorstoß mehr als 100 Gefangene. — Beiderseits von Baugailon werden stärkere Angriffe des Feindes abgewiesen. — Die Ratifikationsurkunden zu den deutsch-russischen Verträgen werden in Berlin ausgetauscht.

7. September. Englische Angriffe nördlich von Armentières erfolglos. — Beiderseits der Straße Peronne-Cambrai stärkere feindliche Angriffe abgewiesen. — Von einem feindlichen Fliegergeschwader von 24 Flugzeugen, das Mannheim und Ludwigshafen angreifen sollte, werden 5 Flugzeuge abgeschossen. — Westlich von Premontre-Brancourt scheitern starke Teilangriffe des Feindes.

8. September. Erneute feindliche Angriffe nördlich von Armentières abgewiesen, desgleichen ein Frontalangriff zwi-

schen Milette und Nisne. — Im August im Westen 565 feindliche Flugzeuge und 53 Fesselballone abgeschossen; die Deutschen verloren 143 Flugzeuge und 86 Fesselballone. — Die südlich der Straße Peronne-Cambrai gegen die Linie Gonzeaucourt-Epehy, nördlich von Templeux fortgesetzten Angriffe scheitern unter schweren Verlusten für den Gegner.

9. September. Graf Burian regt in einer Rede „direkte informative Verhandlungen“ über die Friedensfrage an. — Englische Angriffe beiderseits der Straße Peronne-Cambrai abgewiesen. — Nach feindlichen Blättermeldungen verstärkt sich der deutsche Widerstand im Westen; die Bewegungsschlachten gelten als abgeschlossen. — Ein deutsches Unterseeboot drang in den ägäischen Hafen Staros ein und erzielte einen Torpedotreffer auf einen englischen Kreuzer.

10. September. Die Neunorker Schiffahrtbörse meldet den Verlust dreier amerikanischen Dampfer an der kubanischen Küste; im August wurden 16 Dampfer überfällig. — Erneute Angriffe der Engländer südlich der Straße Peronne-Cambrai und Teilangriffe der Franzosen beiderseits der Straße Ham-St. Quentin abgewiesen. — Prinz Albert von Sachsen-Weimar ist an der Westfront gefallen. — Starke französische Angriffe zwischen Milette und Nisne scheitern. — Der Deutsche Kaiser hält vor den Arbeitern der Kruppwerke eine Rede über den Daseinskampf des deutschen Volkes.

11. September. Der bekannte Kolonialpolitiker Dr. Karl Peters in Woltorf bei Peine gestorben. — Am Molane schlagen die österreichisch-ungarischen Truppen einen überraschenden Angriff der Italiener blutig zurück. — Nordöstlich von Bilschoote Teilangriffe, bei Armentières und am La Bassée-Kanal Vorstöße des Feindes abgewiesen. — Englische Angriffe gegen den Kanalabschnitt Marquignon-Sabrin-court scheitern, ebenso französische Teilangriffe bei Vismes. — In Kiew wird zwischen der Ukraine, Deutschland und Österreich-Ungarn ein Wirtschaftsabkommen für das Jahr 1918-19 abgeschlossen.

12. September. Erneute Angriffe der Engländer scheitern zwischen den von Arras und Peronne auf Cambrai führenden Straßen. — Der deutsche Bizekanzler v. Bamer hält in Stuttgart eine Rede, in der er für Verzicht auf Belgien und jegliche Kriegsschädigung eintritt. — Zwischen Arras und Peronne scheitern neue englische Angriffe unter schweren Verlusten für den Feind. — Vor französischen und amerikanischen Angriffen wird der Bogen von St. Mihiel planmäßig geräumt. — Die Combres-Höhe, die vorübergehend in Feindeshand gefallen war, wird von Landwehrtruppen zurückerobert.

13. September. Herzog Eduard von Anhalt stirbt am 57. Lebensjahre. — Lloyd George fordert in einer Rede neu-

erdings die Bestrafung des preussischen Militarismus; nur der Sieg sei die Grundlage für den Frieden. — Feindliche Angriffe zwischen Milette und Wisne scheitern am Widerstande ostpreussischer Regimenter.

Nachtrag.

Dr. v. Spitzmüller wurde zum gemeinsamen österr.-ungar. Finanzminister ernannt. — Kürzlich haben auch der deutsche Vizekanzler Bajer sowie Graf Burian friedensfreundliche und versöhnliche Reden gehalten.

Der Prozeß gegen die Attentäter von Sarajewo.

Es gibt Augenblicke der Weltgeschichte, in welchen der Zeiger der Weltenuhr einen Moment stillzustehen scheint; denn so ungeheuer ist das Ereignis, so folgenschwer, so gewaltig die Explosion, welche in diesem Zeitpunkt stattfindet, daß uns ein Grauen erfasst vor der ungeheuren Verantwortung, welche der Moment in sich trägt. Jeder kennt die unglückselige Stunde, in welcher auf dem Gradstein die kaiserlichen Abgesandten aus dem Fenster geworfen wurden, an welcher Tat sich der Dreißigjährige Krieg entzündete. Und so wird der Tag von Sarajewo ewig denkwürdig sein als Ausgangspunkt des größten Krieges, den die Weltgeschichte gesehen hat.

Die Verhandlungen über die Attentäter von Sarajewo bieten daher das allergrößte geschichtliche Interesse.* Es waren scheinbar ein paar elende Individuen gewesen, welche die Völker in die furchtbarsten Bertwürfnisse geführt und Zerschlagung und Vernichtung verursacht haben, unerhört in der Weltgeschichte; und doch waren es nicht etwa diese traurigen Wichte, es war die ganze Verschwörungsmosphäre eines Volkes, in der sie lebten und atmeten, es waren die furchtbaren Verderbenskeime, die jahrelang von einer ganzen Nation ausgesandt wurden, es war die unerhörte Hege, es war die jeder positiven Kulturarbeit feindliche, politische Vergiftung, welche hoch und nieder erfasst hatte und bis in die Sphäre der Gymnasiasten drang, die natürlich, statt sich einem geordneten Studium zu widmen, es besser fanden, politisch zu quengeln und auf hoch und nieder zu

schimpfen. Am fluchwürdigsten aber waren die politischen Drahtzieher, welche alle diese verderblichen Elemente lenkten, die verheerenden Reime in das Volk sandten und schließlich, nachdem alles versucht war, den Durchbruch versuchten, um das schreckliche Ereignis herbeizuführen, von dem man eine politische Umgestaltung erwartete.

Mancher wird aus den Protokollen Aufschluß über die Beteiligung des zaristischen Rußlands an dem serbischen Verbrechen erwartet haben. Sie ist unzweifelhaft vorhanden gewesen, und jeder weiß, daß ein Mann mit deutschem Namen, Hartwig, hier zerlegend und aufrührerisch gewirkt hat; aber die Protokolle erhalten hierüber nichts; dagegen werfen sie nach einer anderen Richtung hin ein lebhaftes Licht. Wir wissen nun, daß internationale Mächte hier gewaltet haben, Mächte, die auch sonst in diesem Kriege die unheilvollste Rolle gespielt und sowohl in Frankreich die Elsaß-Lothringen-Hege bis zur Siedehitze getrieben als auch in den französischen Schweizerkantonen Fluch und Verderben gegen Deutschland gespielt und schließlich Italien zu dem furchtbaren Treubruch verleitet haben, welcher der Nation einen ständigen Makel ausdrückt. Es war der Großorient, die französische Freimaurerloge, welche überall ihre Fühler ausstreckte, wo es galt, die Kirche zu vernichten, die monarchische Gesinnung zu untergraben, die Staatsgewalt zu lockern, vor allem aber das Germanentum in seinem Lebensnerv zu treffen; und so war es diese Freimaurerloge, die auch die fluchwürdige serbische Agitation betrieb. Wir wissen, daß die Hauptvereinigung, in der sich die destruktiven (zerlegenden) Kräfte sammelten, die „Narodna obrana“, nicht nur Freimaurer enthielt, sondern, daß ihre Häupter Freimaurer waren; und der geistige Urheber des ganzen Verbrechens, Tancosic, wird uns als Freimaurer geschildert, daneben ein Raskimirovic, der sich vielfach in der Loge von Paris herumgetrieben hat; und ebenso war Ciganovic, der den Verbrechern Geld, Bomben und Pistolen gab, ein Freimaurer, ebenso einige der jugendlichen Verbrecher selbst, wenn sie es auch zunächst ableugneten. Der Großorient wollte hier einen Hebel ansetzen, um von diesem Punkte aus das katholische Österreich und damit den germanischen Staat zu zertrümmern, zu dessen Hauptaufgaben es von jeher gehört hat, verschiedene slavische Völker zu einer großen Kultureinheit zu verbinden.

Zu dem Betrübstesten gehört, daß gerade junge Leute, ganz ungereifte Gesellen, mit der Tat betreut waren. Dies wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht die ganze Jugend, namentlich das Gymnasialstudium, im höchsten Grade durchseucht gewesen wäre. Überall hatten sich Vereine junger Leute gebildet, welche die

Befreiung der Serben als Idol vor Augen führten, welche Österreich als den Unterdrücker der Völker darstellten, und die Schlagworte von der Anebelung der Freiheit usw. waren in aller Munde. Das Schreckbild aber, das der Jugend vorgehalten wurde, war Franz Ferdinand; nicht als ob er ein Slavenfeind gewesen wäre; aber man mitterte in ihm einen kräftigen, militärgeschulten, entschlossenen Herrscher Österreichs, der mit fester Hand das Gefüge zusammenhielt und die ungeheure Aufgabe der Beherrschung einer so vielsprachigen Völkergruppe machtvoll bewältigen konnte. Dies war allen denen ein Dorn im Auge, denen die Auflösung Österreichs und damit der Zertrümmerung der germanisch-ungarischen Kulturmacht als Ideal vorschwebte. „Er sollte für Österreich alles blühen“, dieser Ausspruch gibt die furchtbare Stimmung wieder, die unter der serbischen Jugend herrschte; hatte doch, so hieß es, die Loge ihn bereits zum Tode verurteilt!

Man hat darum auch die Attentäter wegen Hochverrats verurteilt; denn mit dem Tode Franz Ferdinands sollte eben die Thronfolge verschoben und damit die verfassungsmäßige Entwicklung gewaltsam geändert werden.

Das strenge Vorgehen Österreichs gegen Serbien war unentbehrlich: es war durch die Ehre, ja durch die Existenz des Kaiserstaates gefordert. Die schweren Schläge Serbiens im Weltkriege aber waren eine gerechte Sühne für die furchtbare Tat, welche nicht aus der Gedankenwelt der einzelnen, sondern aus der verruchten Leidenschaft eines ganzen Volkes und seiner Schürer herborging.

Der Einbrecher als „Amtsdienner“.

In der Brigittenau in Wien erschien bei der Hausbesorgerin Maria Chrastnik ein Mann in Amtsdiennertracht mit schwarzer Aktentasche und tat, als ob seine Zeit sehr gemessen wäre. Der Mann trug der Frau auf, sofort zum magistratischen Bezirksamt Brigittenau zu kommen, um über eine Partei im Hause Auskunft zu erteilen. Frau Chrastnik kam dem „amtlichen Auftrag“ sofort nach und eilte zum magistratischen Bezirksamt. Sie fragte sich von Tür zu Tür, doch nirgends wußte man von einem ähnlichen Auftrag. Es war geraume Zeit verstrichen, ehe die Frau zur Einsicht kam, daß sie angeschnitten worden sei; zugleich dämmerte ihr der Verdacht auf, daß der falsche Amtsdienner mit dem Auftrage einen Nebenzweck verbunden haben könnte. — Wie von Furien gehezt, jagte sie nach Hause und mußte sich überzeugen, daß ihre schlimmsten Befürchtungen übertroffen worden waren. Der Gauner — um einen solchen handelt es sich — hatte die Wohnung erbrochen und fast sämtliche Kleidungs- u. Wäschestücke gestohlen. Man kann sich ungefähr denken, wie schwer der Verlust die Frau trifft.

*) Vor kurzem erschien im Druck „Der Prozeß gegen die Attentäter von Sarajewo“. Nach dem amtlichen Stenogramm der Gerichtsverhandlung altentnäßig dargestellt von Prof. Pharoß und einer Einleitung von Josef Kohler, ordentl. Professor der Friedrich Wilhelm-Universität in Berlin und Geheimen Justizrat. Sonderabdruck aus dem „Archiv für Strafrecht und Strafprozeß“. Decker, Berlin, 1918.

Missionen.

Die Kirchenverfolgung in Mexiko.

Welcher Schandtaten und Gehässigkeit gegen die katholische Kirche die Freimaurerei und ihr Anhang fähig ist, hat sich in neuester Zeit in Mexiko, dem Lande der ständigen revolutionären Wirren, gezeigt. Man kann sagen, daß das ehemals katholische Mexiko wieder größtenteils ein Heidenland geworden ist.

Und noch immer nimmt der Kampf gegen die katholische Kirche bis aufs Messer seinen Fortgang.

In Guadalupe, einer Stadt mit über 100.000 Einwohnern, sind alle Kirchen bis auf zwei geschlossen und alle Priester bis auf zwei, verjagt. Die Behörde beruft sich auf die neue Verfassung, die der Regierung einer jeden Provinz das Recht gebe, selbst zu entscheiden, wie viele Kirchen und Priester nötig seien. In der Hauptstadt Mexiko sieht es ähnlich aus. Von ausländischen Priestern werden nur die geduldet, die den ausländischen Gesandtschaften zugeteilt sind. Sie müssen sich aber auf das Personal der Gesandtschaft beschränken.

Auf der großen Halbinsel Yucatan (1 Erzbistum mit 2 Diözesen) waren Anfang 1918 noch 8 Priester übrig, fast sämtlich alt und gebrechlich und kaum imstande, ihres Amtes zu walten. Über 100 Kirchen wurden hier von dem rücksichtslos vorgehenden Regierungskommissär Alvarado geplündert und aller Wertgegenstände beraubt. Die mexikanische Willkürregierung hat ihr Vorgehen durch den Hinweis auf die politischen Umtriebe des Klerus zu rechtfertigen gesucht. Diese Anschuldigung weist der frühere amerikanische Gesandte in Mexiko, Henry Lane Wilson, in der amerikanischen Presse entschieden zurück. „Während meiner Amtszeit in Mexiko kann ich mich keines einzigen Falles politischer Einmischung von Seiten der römisch-katholischen Kirche erinnern. Wohl bestand eine katholische politische Partei, allein dieselbe war nichts weniger als gefährlich und schlecht organisiert. Naturgemäß begünstigte der Klerus diese Partei, aber nicht durch eigene politische Tätigkeit. Im allgemeinen kann man sagen, daß der katholische Klerus in Mexiko nur eines wünscht, daß man ihn auf seinem Gebiete ruhig und ungestört wirken läßt.“ Es ist der blinde, unversöhnliche Kirchenhaß, der jetzt in Mexiko wütet wie ein Orkan, der sich schließlich austoben wird.

Erziehungswesen.

Elternabende.

Über dieses Kapitel brachte die „Welt“ einen recht beherzigenswerten Aufsatz, den wir hier wiedergeben.

Geborene Erzieher, Menschen, mit hervorragenden pädagogischen Talenten begabt, sind recht selten. Wie Künstler sel-

ten sind, denen man sie gewiß in mancher Hinsicht vergleichen kann. Die Worte „Menschen bilden“, „Menschenbildner“, die man zuweilen auf die Erzieher und ihr Wirken anwendet, sind nicht ohne tieferen Sinn. Der Bildhauer, der Plastiker aber arbeitet am toten Stein, und wenn er begnadet ist, schafft er ein Werk, das die Welt noch nach Jahrhunderten, ja — denken wir nur beispielsweise an Phidias, Myron, Praxiteles und andere — nach Jahrtausenden entzückt. Wie viel mehr kann der Erzieher aus dem weichen, biegsamen Material machen, das ihn in einer Kindesseele in Obhut gegeben wird.

Aber wie oft der schönste Marmor an einen Handwerker zur Verarbeitung kommt, so auch vielfach die feinste, anlagenreichste Kinderseele an einen handwerksmäßigen Erzieher, ja schlimmer als das. Auch unter unseren Eltern sind pädagogische Talente verhältnismäßig selten, und das böse Wort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand“ darf wohl am wenigsten auf Eltern-Erzieher angewandt werden, denn Erzieheramt und Erzieherverstand finden sich hier nicht allzu oft verbunden.

Die Schule hilft dem Mangel an Erziebertalenten unter der Lehrerschaft dadurch nach, daß sie sie pädagogisch schult. Aber auch das fällt in der Mehrzahl der Fälle bei der Elternschaft fort; denn wieviel Eltern gibt es, die eine pädagogische Schule hinter sich haben? Die Erziehungsergebnisse sind, ganz abgesehen von dem häufigen Mangel an Zeit zum Erziehen, denn auch häufig genug danach, angefangen bei den Eltern, die sich wirkliche Mühe geben, die guten Anlagen ihrer Kinder zu entwickeln, die schlechten Kräfte in gute umzuleiten, bis zu denen, die von vornherein auf dem Standpunkt stehen, daß solch Erziehungswerk recht überflüssig und unnötig ist, ja bis zu denen, die anstatt der guten, die schlimmen Eigenschaften und Kräfte in ihren Kindern wecken und fördern. Auf die hochwichtige Frage der oftmals verschiedenen Erziehungsgrundsätze in Schule und Haus und ihr Auseinandertreffen sei hier nur flüchtig hingewiesen.

Schlimm sind ja nun die Eltern daran, die wohl ihre Kinder zu tüchtigen, brauchbaren Menschen erziehen möchten, denen aber erzieherische Talente abgehen; und aus Büchern läßt sich das Fehlende nicht immer ersetzen. Da hat man nun in Leipzig einen hoffentlich glücklichen und nachahmenswerten Ausweg gefunden.

Mütterberatungsstellen, auch Elternberatungsstellen sind nichts Neues mehr. Seit einigen Tagen gibt es in Leipzig die erste Elternberatungsstelle, die die Deutsche Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung eingerichtet hat. Ihre Vorläufer darf man in den Elternabenden erblicken, die in sehr vielen Schulen schon seit Jahren veranstaltet werden. Während nun diese Elternabende in erster

Linie den die Schule verlassenden jungen Leuten zugute kamen und in Berufsfragen Klärung zu verbreiten suchten, will die neue Elternberatungsstelle Vätern u. Müttern hauptsächlich von Kindern im vorschulpflichtigen Alter zur Verfügung stehen, die in irgendeiner Erziehungsfrage Rat und Belehrung wünschen. M. M.

Gesundheitspflege.

Verschiedene Mittel.

Bei Hämorrhoiden wirkt die Hochlagerung des Steißes schmerzstillend. Der Blutabfluß wird erleichtert. Am wirksamsten ist folgende Lagerung: Man legt das Kopfsteilkissen so über die Mitte des Bettes, daß die breite Seite dem Fußende und die Kante dem Kopfende zugekehrt ist. Der Kopf liegt flach auf der Matratze und stößt oben am Bett an; der Patient liegt auf dem Rücken; der Steiß liegt auf der hohen Kante des Kopfsteilkissens. Die Beine hängen über den Rand herab und können nach Belieben gestreckt oder angezogen werden. Viel Bewegung wirkt der Entstehung von Hämorrhoiden entgegen.

Wenn ein Splitter tief in die Hand getrieben ist, kann er ohne Schmerz durch Dampf entfernt werden. Fülle eine weithalsige Flasche mit heißem Wasser, presse den verletzten Teil auf die Öffnung der Flasche. Das Einsaugen wird das Fleisch hineinziehen, und in 1—2 Minuten wird der Dampf den Splitter herausziehen. Durch feuchte Umschläge kann man am besten einer beginnenden Entzündung entgegentreten. Der Umschlag wirkt wie ein Schröpfkopf und saugt an der Wunde die giftigen Stoffe ab, während er gleichzeitig heilendes Blut ansaugt.

Bei wundem Zahnfleisch gießt man in ein Glas lauwarmen Wassers einen Teelöffel voll Myrrhentinktur und spült sich damit anfangs dreimal des Tages den Mund aus. Das lindert sowohl die Schmerzen des Zahnes wie des Zahnfleisches. Bei anhaltendem Gebrauch am Morgen wird der Schmerz nie wiederkehren.

Für Haus und Küche.

Kürbisbrant. Der Kürbis wird halbiert, das weiche Innere entfernt, die Schale abgeschält, mit dem Messer oder dem Kürbisshobel ungefähr in halbe Zentimeter breite und starke, ungefähr 6 Zentimeter lange Rудeln geschnitten, diese eingesalzen und 1—2 Stunden stehen gelassen, hernach ausgedrückt, in eine lichte Einbrenn gegeben und diese mit etwas Essig, einem Stückchen Zucker und unter Aufgießen von Wasser gut verkochen gelassen, bis das Kürbisbrant fast weich ist. Hierauf gibt man etwas Dillkraut und saure Milch oder sauren Rahm hinein u.

läßt es nochmals aufkochen. Mit Paprika kann es gewürzt werden.

Kuttelflecke. Die Flecke werden rein gepulvt, in Salzwasser weichgekocht, abgeseiht und dann fein nudelig geschnitten. In Butter läßt man feingewiegte Zwiebel, grüne Petersilie, etwas Knoblauch u. würfeligen Speck anlaufen, staubt einige Löffel Mehles daran, vergießt mit Suppe, gibt die Kuttelflecke hinein, läßt sie aufkochen und würzt noch mit Pfeffer, Salz und Zitronensaft.

Rehschlegel. Der Schlegel wird abgehäutet, die Stelze gleichmäßig zugestutzt und das Fleisch schön gespickt, gesalzen und gepfeffert. Die Häute und Abfälle des Schlegels läßt man mit Wurzelwerk in Butter rösten, gibt 1 Schöpflöffel voll Essigs, 2—3 Schöpflöffel Suppe, 1 Lorbeerblatt, einige Pfefferkörner und ein wenig Thymian dazu, legt den gespickten Schlegel darauf und läßt ihn 2 Stunden dünsten. Man nimmt ihn heraus, läßt ihn in einer anderen Pfanne im Rohre fertig braten, passiert die Sauce, läßt sie noch einkochen und richtet an.

Für den Landwirt.

Laubheu.

Die Futtermittelstelle des k. k. Amtes für Volkernährung übernimmt Laubheu, das sind Blätter und junge Zweige der Laubbäume, insofern sie sich zur Fütterung eignen und bis zur Versandfähigkeit lufttrocken gemacht sind, in ganzen Waggonladungen zum Preise von 20 K für 100 Kg. versandfähiges Laubheu, frei Waggon der Verladestation. Laubheu bildet bekanntlich ein sehr gutes Ersatzfutter für Schafe und Ziegen, auch für Rinder und Pferde. Es kann daher seine Gewinnung überall dort, wo die Heuernte nicht reichlich genug ausgefallen ist, bestens empfohlen werden. In Deutschland wird Laubheu bekanntlich in großem Ausmaße zur Fütterung der Heerespferde verwendet und zu diesem Zwecke von Schulkindern gesammelt. Nähere Auskünfte über die Gewinnung von Laubheu erteilt die Futtermittelstelle des k. k. Amtes für Volkernährung, Wien, 1. Bez., Trattnerhof.

Gemeinnütziges.

Reinen Tabak zu bereiten. Man nimmt eine Menge inländischen Tabak in Blättern von gelber und brauner Farbe, schüttet sie in ein hölzernes Gefäß, gießt so viel Flußwasser auf, daß es über denselben steht, wenn er durch einen Stein etwas beschwert wird und läßt ihn so dreimal 24 Stunden im Wasser. Hierauf nimmt man ihn heraus, spült ihn in reinem Wasser so lange aus, bis das Wasser nicht mehr gefärbt wird. Dann drückt man die Blätter aus und hängt sie zum

Trocknen auf. Siedurch ist er nun vom Markotischen oder Giftigen befreit. Auf 1 Pfund des so behandelten trocken gewordenen Tabaks kocht man $\frac{1}{2}$ Lot gepulverte Cascarilla und $\frac{1}{4}$ Quart Wasser mehrere Mal stark auf und begießt mit dieser heißen Abkochung den Tabak und mischt ihn mit derselben so lange, bis solche in denselben eingezogen ist. Hierauf schneidet man ihn in feuchtem Zustande und breitet ihn dann zum Trocknen auf. Das Trocknen soll an einem luftigen Orte geschehen.

Im Walde.

Im Walde bin ich gar so gern,
Da möcht' ich immer sein,
Im Walde bin ich oftmals Gast
Bei hellem Sonnenschein.

Im Walde hör' ich Vogelsang,
Manch lust'ger Sänger ruft,
Im Walde duftet's wonniglich,
Wie Balsam ist die Luft.

Im Walde fühl' ich mich ganz frei
Wie nirgends auf der Welt,
Im Walde möcht' ich oft noch sein,
So mich mein Gott erhält.

Im Walde will ich dann auch ruh'n,
Wenn ich gestorben bin,
Im Walde nur legt mich zur Ruh,
Das ist mein ernstester Sinn.

Klemens Reichl.

Zeitgeschichtchen.

— Eine Seltenheit. Daß Vater und Sohn als Kanoniere an ein und demselben Geschütze stehen, ist wohl etwas, was selten vorkommt. Dieser Fall ist aus dem Zweibrücker Vorort Niederauerbach zu melden. Der von dort stammende Steinhauer Jakob Vogel und sein 19jähr. Sohn Erwin bedienen als Angehörige eines bairischen Fußartillerieregimentes ein u. dieselbe Kanone und teilen so als treue Kameraden die Leiden und Freuden des Krieges.

— Die Puppe im Warenhause. Die Gaunereien werden immer größer und dreister. So wird aus Berlin gemeldet: Eine gefährliche Warenhausdiebin ist bei einer Streife verhaftet worden. Die 22 Jahre alte Frida Sachmann, die sich wohnungslos in Berlin umhertreibt und vom Warenhausdiebstahl lebt, machte vor längerer Zeit durch einen ungewöhnlichen Streich von sich reden. Sie ließ sich damals in einem Warenhaus heimlich einschließen. Bei einer nächtlichen Umschau in den weiten Räumen hatte sie das Unglück, zu stolpern, hinzufallen und sich einen Fuß so schwer zu verstauchen, daß sie sich zunächst nur mühsam von der Stelle bewegen konnte. Sie suchte sich nun ein Versteck aus und blieb dort so lange liegen, bis sie wieder einigermaßen

gehen konnte. Die Lebensmittel holte sie sich von den Verkaufsständen des Warenhauses. Nach 5 Tagen und Nächten war sie so weit, daß sie das Haus wieder verlassen konnte. Nachdem sie sich für mehrere tausend Mark Sachen zusammengekauft und unter ihrer Kleidung verborgen hatte, schlängelte sie sich dem Ausgang zu, um auf einen günstigen Augenblick zum Entschlüpfen zu warten. Da kam unerwartet eine Verkäuferin nach der Ecke. Diese sah zu ihrem Schrecken, daß eine der Puppen plötzlich lebendig wurde und schlug Lärm. So wurde die Diebin gefaßt und wegen ihres Fußschadens zunächst nach der Charitee gebracht. Von dort entlassen, hielt sie sich in ihren Schlupfwinkeln verborgen und betrieb ihre Spezialität weiter, bis sie in einem anderen Warenhause überrascht wurde, nachdem sie für 1300 Mark Kleidungsstücke zusammengekauft hatte. Die Diebin legte sich den Namen ihrer Schwester bei, und da diese ein unbescholtenes Mädchen ist, wurde sie einstweilen wieder auf freien Fuß gesetzt. Der Schwindel wurde bald entdeckt, aber die Diebin war nicht mehr zu finden. Gestern endlich konnte sie von einer Streifmannschaft der Kriminalpolizei, die ein Laubengewinde absuchte, in einem Versteck verhaftet werden.

Kriegspreise.

Aus Meudorf bei Petschau wird gemeldet, daß ein Schwein im Gewichte von 90 K um 4500 K verkauft wurde.

In dem Badeorte am Plattensee in Ungarn zahlt man für eine Wohnung von 2 Zimmern bis 6000 K; für eine kleine Gans 200 K; für 1 Liter Milch 5—6 K.

(Viehpreise.) Wie der „Pester Lloyd“ berichtet, wurden auf dem Fertszentmiklóser Markte ein Paar Ochsen um 24.020 Kronen, ein Paar Esel um 2400 K und eine Kalbin um 4900 K verkauft.

In Tepliz kaufte ein Reicher aus Karlsbad 3 Gänse im Gesamtgewichte von 31.5 Kilo um 1480 K.

Billige Pferde.

Bei der Vizitation von Rennpferden in Napajedl wurden 29 Rennpferde um 973.000 K verkauft; ein Pferd also durchschnittlich um 33.570 K. Die teuersten Pferde kaufte Graf Armin Mikesch um 71.000 K und der Wiener Industrielle Hr. Opelt um 70.000 K.

Ein schwacher Trost.

Man beklagt sich, daß gegenwärtig manche Gebrauchsartikel kaum mehr zu bekommen sind; und doch lebten unsere Vorfahren ohne Zucker bis zum 13. Jahrhundert, ohne Kohlen bis zum 14., ohne Butter bis zum 15., ohne Tabak und Kartoffeln bis zum 16., ohne Tee, Kaffee und Seife bis zum 17., ohne Lampen und Schirme bis zum 18., ohne Telegramme, Gas, Streichhölzer und Chloroform bis zum 19. Jahrhundert. Aber es fehlte unseren Vorfahren nicht an genügend Milch, Hafermehl und Holz.

Buntes Allerlei.

Ein harmloses Unterseeboot.

Das Unterseeboot hat sich, glücklicher Weise zuerst in deutschem Besitz, als die schärfste Waffe im modernen Seekrieg bewährt. Es gibt auch eine Art von Unterseebooten, die nicht nur einen harmlosen Zweck, sondern geradezu eine menschenfreundliche Aufgabe haben. Sie sind für die Schwammfischerei an der mitteländischen Küste Afrikas bestimmt, deren Ausübung ohne solche Hilfsmittel zu den schwersten und lebensgefährlichen Gewerben gehört. Das Unterseeboot sollte die armen Taucher, die gewiß ihr Brot gern auf andere Weise verdienen möchten, überflüssig machen oder entlasten. Nach längeren Versuchen hatte ein Geistlicher der Gemeinde Karthago in Tunis ein Unterseeboot erdacht, das diesen Zweck zu erfüllen vermag. Es ist ein kleines Schifflein von 5 Meter Länge, das nur zwei Mann aufzunehmen hat. Der Schiffkörper ist ein einfacher Zylinder aus Eisenblech, der an den Enden halbfuglig abgeschlossen ist. Das Mannloch, das den Ein- und Ausgang vermittelt, kann mit einem einzigen Handgriff geöffnet oder luftdicht verschlossen werden. Ebenso schnell und leicht erfolgt die Belastung mit Wasser oder dessen Entfernung. Der Auftrieb wird durch Preßluft erzeugt und beträgt etwa 600 Kilo. Da nur geringe Tiefen erreicht zu werden brauchen, ist auch Bedacht darauf genommen worden, das Boot auf einem verhältnismäßig ebenen Meeresboden ähnlich wie einen Kraftwagen auf Rädern unter dem Antrieb der Räder dahinrollen zu lassen. Ein Fenster gestattet das Absuchen des Meeresbodens. Das Boot besitzt auch im Innern elektrisches Licht und hat telephonische Verbindung nach einem an der Oberfläche befindlichen Begleitboot. Durch diese Erfindung hat der Geistliche manches dazu beigetragen, die ertragreiche Schwammfischerei zu fördern und zahlreiche Taucher entbehrlich zu machen, die im besten Fall ein karges Brot verdienen und zum mindesten Schaden an ihrem Gehör infolge des Tauchens erleiden.

Der Schwan in der Heraldik.

Das häufige Vorkommen des Schwans in der deutschen Sage hat viel dazu beigetragen, daß er in den Wappen so oft als Sinnbild verwendet wird. In Cleve bestand ein Schwanenritter-Orden, der nach den Überlieferungen der Wappenkunde schon von Brabon gestiftet wurde, um die Streitigkeiten der Mächtigen des Landes zu schlichten; sein Abzeichen war ein sitzender Schwan an goldener Kette. Die Schwanenritter-Sage haftet noch fortwährend lebendig in Sage und Lied an Cleve, wo auf der hohen Schwanenburg am Rhein der alte Schwanenturm sich erhebt, von Julius Cäsar erbaut, 1498 auf der Grundfesten erneuert, mit der Schwa-

nenfahne und dem Wappen des weißen Schwans im schwarzen Felde. Eine eigentümliche Schöpfung mit alten bedeutungsvollen Anklängen war der alte brandenburgische Schwanen-Orden, worin weniger der ritterliche als der christlich liebevolle Sinn hervortrat. Der Kurfürst Friedrich II. stiftete im Jahre 1440 diesen Schwanen-Orden als Bruderschaft der hl. Jungfrau auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg um eine uralte im griechischen Kreuze und mit Rundbogen erbaute Marienkirche mit Wohnungen und reichen Besitzungen. Wie der höchste dänische Ritter-Orden, dessen Wappen das Bild der unbefleckten Empfängnis Mariä und das Sinnbild der turris eburnea zeigt, so gibt auch der genannte Schwanen-Orden ein schönes Zeugnis für die alte und fromme Verehrung der hl. Jungfrau. Dieser Orden sollte ein heiliges Band der Liebe und Treue zwischen dem Fürstenhause und den neuen Angehörigen bilden. Das Ordenszeichen war die goldene Kette mit zwölf blutenden Herzen an einem Muttergottesbilde mit dem Kinde, Maria auf dem Monde stehend, umgeben von einer Sonnenglorie, darunter ein rechts hin gewandter Schwan mit ausgebreiteten Flügeln. Der letztere wird in der Stiftungsurkunde auf das Bedenken des Lebendigen und als ein Sinnbild der Reinheit gedeutet. Die Devise lautete: „Gott mit uns!“

Eine seltsame Grabchrift.

Am Südportal der St. Katharinen-Kirche in Salzwedel, links am Eingange, sieht man einen großen Leichenstein, der folgende Inschrift trägt: „Eile nicht, Wandersmann! als auf der Post; auch die geschwindeste Post erfordert Verzug im Posthause. — Hier ruhen die Gebeine des Hrn. Mathias Schulzen, Königlich Preussischen fünfundzwanzigjährigen unterthänigst treu gewesenenen Postmeisters zu Salzwedel. Er kam allhier 1655 als ein Fremdling an. Durch die hl. Taufe ward er in die Postkarte zum himmlischen Kanaan eingeschrieben. Darauf reiste er in der Lebenswallfahrt durch Schulen und Akademien mit löblichem Verzug. Hernach bei angetretenem Postamt und anderen Berufsorgen richtete er sich nach dem göttlichen Trostbriefe. Endlich bei seiner Leibeschwachheit, dem gegebenen Zeichen der Todespost, machte er sich fertig. Die Seele reiste am 2. Junius 1711 hinauf ins Paradies. Der Leib hernachmalen in dieses Grab. Gedenke Leser, bei dieser Wallfahrt beständig an die prophetische Todespost, Jesaias 38. 1.“

Aus der Schule.

Bei einem Examen, wobei der Gutsbesitzer selbst die Schuljugend prüfte, fragte dieser einen Jungen: „Was spricht das siebente Gebot aus?“ — Der Bursche, der sich zu dem Gutsbesitzer Du zu sagen nicht getraute, sagte: „Euer Gnaden, der Herr Gutsbesitzer sollen nicht stehlen!“

Wie der alte Fritz Diät hielt.

Es war i. J. 1786, dem Todesjahr des Königs. Seit Wochen lag Friedrich II. krank in seinem Lehnstuhl, der ihm wegen der zunehmenden Atemnot auch zur Nachtruhe dienen mußte. Viele Ärzte hatten ihre Kunst an dem Kranken versucht, waren aber bald von dem ungeduligen Patienten wieder nach Hause geschickt worden. Da kam auch eines Tages auf Befehl der berühmte hannoversche Arzt Zimmermann zum König, um ihn zu untersuchen. Der Kranke saß, wie immer, im Lehnstuhl und hatte sein durch die Wassersucht stark geschwollenes Bein auf einem Schemel liegen. „Wie viele Kirchhöfe haben Sie angefüllt?“ fragte Friedrich der Große, und sein durchdringender Blick heftete sich auf den Arzt, der aber schlagfertig antwortete: „Nicht so viele wie Eure Majestät, aber auch nicht mit so vielem Ruhme.“ Der König lächelte gnädig, und der Arzt gab seine Verhaltensmaßregeln, die in einer strengen Diät und einer Medizin aus dem Saft des Löwenzahns bestanden. Letztere bekam dem Patienten sehr gut und brachte ihm sichtliche Erleichterung. Viel schwieriger war es mit der vorgeschriebenen Diät. Der König aß gern viele und sehr scharf gewürzte Speisen. Eines Tages erging es ihm sehr übel; ein Herr von der Hofgesellschaft mußte zu dem noch in Potsdam weilenden Zimmermann gehen, um den Rat des Arztes einzuholen. Dabei erzählte er dem Leibarzte, was der König diesen Mittag gegessen habe. „Der König hatte, wie immer, sehr viel Suppe zu sich genommen, und diese bestand, wie gewöhnlich, aus der allerstärksten und aus den allerheißesten Dingen ausgepreßten Bouillon; aber zu der Portion Suppe, die der König allein aß, nahm er dann noch immer einen großen Eßlöffel voll gestoßener Muskatblüten und gestoßenen Ingwers. Er aß sodann ein gutes Stück von nach russischer Art zubereitetem, das ist mit einem halben Quart Brantwein abgekochtem Rindfleisch. Hierauf folgte eine große Menge von einem italienischen Gerichte, das zur Hälfte aus türkischem Weizen und zur Hälfte aus Parniesankäse besteht; dazu tut man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch, diese Lieblingschüssel heißt Polenta. Endlich beschloß der König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der Löwenzahn machte, die Szene mit einem ganzen Teller Kalpastete, die so heiß und so stark gewürzt war, daß sie in der Hölle gebaden schien.“ Der König war tiefbetrübt, als Zimmermann zu ihm kam, ließ sich aber durch die tröstenden Worte des Arztes bald wieder beruhigen. „Mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zufriedenheit, Freundlichkeit und Milde“ blickte er ihn schließlich an, so daß Zimmermann diese Viertelstunde, deren Anfang erschrecklich war, am Ende unter die glücklichsten seines Lebens zählte.

Jugendliche Einbrecher.

Die Polizei in Wien-Neubau hatte unlängst einen guten Fang gemacht, indem es einen Einbrecher festnahm, dem eine ganze Reihe von Einbrüchen zur Last geschrieben wird. Seit einiger Zeit sind im 7. und in den angrenzenden Bezirken mehrfach Diebstähle in Wohnungen vorgekommen, die auch von gewiegten Kriminalisten kaum zu verstehen waren. Aus den Wohnungen fehlten Wertsachen und weder die Türen noch die Schlösser wiesen Spuren gewaltsamen Eindringens durch Unbefugte auf, noch schien es möglich, daß die Täter durch Fenster eingestiegen sein konnten. Die Folge war, daß man vielfach gegen Leute, die in der Wohnung weilten oder sonst im Gelegenheitsverhältnis standen, Verdacht schöpfen mußte. Schließlich aber kam man darauf, daß doch eine andere Tatsache vorliegen müsse. Es schien, daß die Diebstähle durch die vergitterten Gangfenster begangen sein mußten, obwohl die Gitter zumeist so eng waren, daß kaum jemand durchschlüpfen konnte. Nun wurden zwei junge Burschen, der 15jähr. Eduard B. und der 17-jährige Peter B., vom Polizeikommissariat Schmelz dem Polizeikommissariat Neubau unter dem Verdacht überstellt, die Tabaktrafik in der Schottenfeldgasse 17 geblindert zu haben. Die beiden Burschen leugneten anfänglich hartnäckig die Tat und erst nach vielstündigen Verhören gestanden sie, dem Polizeikommissär nicht nur den Einbruch in der Trafik, sondern auch noch 15 Wohnungseinbrüche ein. Die beiden Knaben wurden ihrer Angabe nach von dem stellenlosen Kutscher Felix Ritter von Feldegg zu den Diebstählen verleitet. Er lernte sie zuerst an, mit einer Angel durch die Oberlichte der Fenster Kleider herauszufischen, und, als sich das als zu wenig einträglich zeigte, unterwies er den 15jähr. Eduard B., einen besonders schmächtigen Burschen, sich durch die Gitter der Gangfenster zu zwängen und zu stehlen, was ihm in die Hände kam. Die beiden andern halfen ihm dabei. Felix R. v. Feldegg verkaufte dann die Beute und gab einen Teil des Erlöses den Jungen. Sie wurden ihren Eltern übergeben. Die Verfolgung des Felix Ritter

von Feldegg, der noch flüchtig ist, ist eingeleitet.

Von den Luftkämpfen.

Die Luftkämpfe haben in der Kriegszeit eine nie geahnte Stärke angenommen, denn die Kriegsindustrie in allen Staaten, die miteinander im Kampfe stehen, arbeitet mit ungeheurem Aufwand an der Herstellung von Flugzeugen. Die Technik ist in dieser Hinsicht so weit fortgeschritten, daß sie diese modernste Waffe heute fabrikmäßig in großer Menge zu erzeugen vermag, so daß selbst Tagesverluste von 50—60 Flugzeugen an einer einzigen Front, — wie dies aus den Berichten der deutschen Seeresleitung hervorgeht — nicht ausschlaggebend sind und die Kampfkraft in den Lüften nicht einzuschränken vermögen. Daß bei der Herstellung neuer Flugzeuge auch fortwährend die letzten Errungenschaften der Technik verwertet werden, zeigt die Vollkommenheit der Apparate, deren Schnelligkeit und Tragfähigkeit, ebenso wie die Sicherheit, mit der heute schon die Lüfte durchkreuzt werden können. — Freilich gegen den Abschluß durch den Feind, gleichviel ob im Kampf oder von der Erde aus, ist kein Flugzeug genügend geschützt und dort, wo es sich um ein Treffen im blauen Äter handelt, gibt es zumeist auf der einen oder der anderen Seite bald nur Trümmer des stolzen Vogels.

Der mutige Mann.

Zwei Börseaner begegneten sich vor der Börse. „Sag' mal, ist es wirklich wahr, daß dir der N. heute morgens ein paar Ohrfeigen gegeben hat?“ fragte der eine. — „Ja, das ist wahr,“ antwortete der andere, „aber ich weiß, was ich zu tun habe. Sobald der Kerl mir begegnet, dann . . . grüß' ich ihn nicht!“

Getragene Sachen.

Bürgermeister: „Ihre Fräulein Tochter singt die Chansonetten allerliebste; wird sie uns auch später durch einige getragene Sachen erfreuen?“ — Goldheim: „Meine Tochter befaßt sich nur mit dem Neuesten. Da müssen Sie zum Trödler Baruch gehen, wenn Sie getragene Sachen haben wollen.“

Aufgebessert.

Schulinspektor: „Die Oberbehörde hat, Ihrer ewigen Klage müde, Ihre Stelle um 350 K aufgebessert!“ — Landschullehrer: „Hoffentlich durch baren Staatszuschuß, denn größere Naturabgabe, als seither, könnte meine arme Gemeinde nicht leisten.“ — Schulinspektor: „Ach, machen Sie sich doch keine Sorgen! Man hat Ihnen einfach die Benützung von Haus, Feld und Garten um 350 K höher angeschlagen.“

Seine Ansicht.

Ein erwischter Dieb wurde vor den Richter gebracht. Richter: „Ihr seid in der Dachkammer des Hauses Nr. 24 in der Kreuzotterstraße eingebrochen? Warum habt Ihr das getan?“ — Dieb: „Ich bitt ums Wort. Also die Sache war so: Im ersten Stock war alles zu Hause, im zweiten wohnen Leute, die rein gar nichts haben, im dritten wohnt ein Polizeidiener, also — ich bitt Sie — wo sollt' ich denn einbrechen, als in den Dachkammern?“

Rätsel.

Rebus.

Von A. B.

n w e Eder i d e n i i i i
e w i h
t s der g r u b i i i i

Quadraträtsel.

Von Fr. Joschum, Pfarrer in Albernord.

A A B C Insel,
G H J J Ziffer,
J K L N Schweizer Berg,
R T U Z oberösterreichische Stadt.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen nennen zwei den Desterreichern sehr ehrwürdige Namen.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 17:

I. (Rebus.)

1. Bleib' immer aufrichtig!
2. Ein stumpfer Winkel hat über 90 Grad.

II. (Buchstabenrätsel.)

Aben, Base, Gail, Saul, Susa, Har, Nest, Jbis, Esen, Ruma. — Abessinien, Australien.

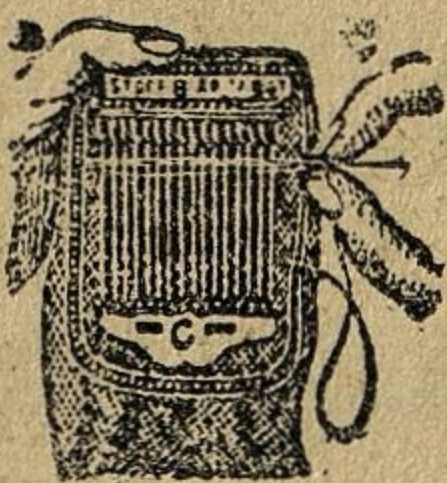
Herren,

die in Industriekreisen, bei landwirtschaftlichen Vereinen und Landwirten gut eingeführt sind, erhalten eine lohnende

Vertretung

in sehr brauchbaren Konsumartikeln. Offerte an Chemische Fabrik Hugo Pollat, Rgl. Weinberge, Jungmannstraße 33. Fabriknummern 5455. Ranglistnummern 5455

Wunder-Stopf-Apparat nur K 7.50



für Strick- und Wirkwaren, für Wäsche und Kleider.

Unser neuerfundener Wunder-Stopfapparat ist das einzige und großartigste Hilfsmittel zum Stopfen von Strümpfen und Socken, sowie jedes sonstigen gewebten Gegenstandes, wie: Jägerwäse, Leintücher, Tischtücher, Unterröcke und Kleider. — Jeder gewirkte, gestrickte oder gewebte Gegenstand läßt sich mit unserem Wunder-Stopfapparat riesig rasch und wunderbar gleichmäßig, wie neu gewebt, wieder herstellen. — Preis eines kompletten Wunder-Stopfapparates samt Gebrauchsanweisung nur K 7.50. —

Verwand per Nachnahme durch:

M. Swoboda, Wien, III/2, Siebgasse 13—242.

Bücher und Musikalien

in reichster Auswahl empfiehlt

Buchhandlung Ambros. Opitz, Wernsdorf, Nordböhmen.

Gebete

für die Kriegszeit

liefert prompt und billigst

Buchdruckerei Ambros. Opitz, Wernsdorf, Nordböhmen.

Brüchlich, P. Gebhard,

Das wahre Gottvertrauen

nach dem Vorbilde des auserwählten Volkes. K 1.80

Verlag Ambros. Opitz in Wernsdorf.



Wunder-Nähähle, nur K 4'90

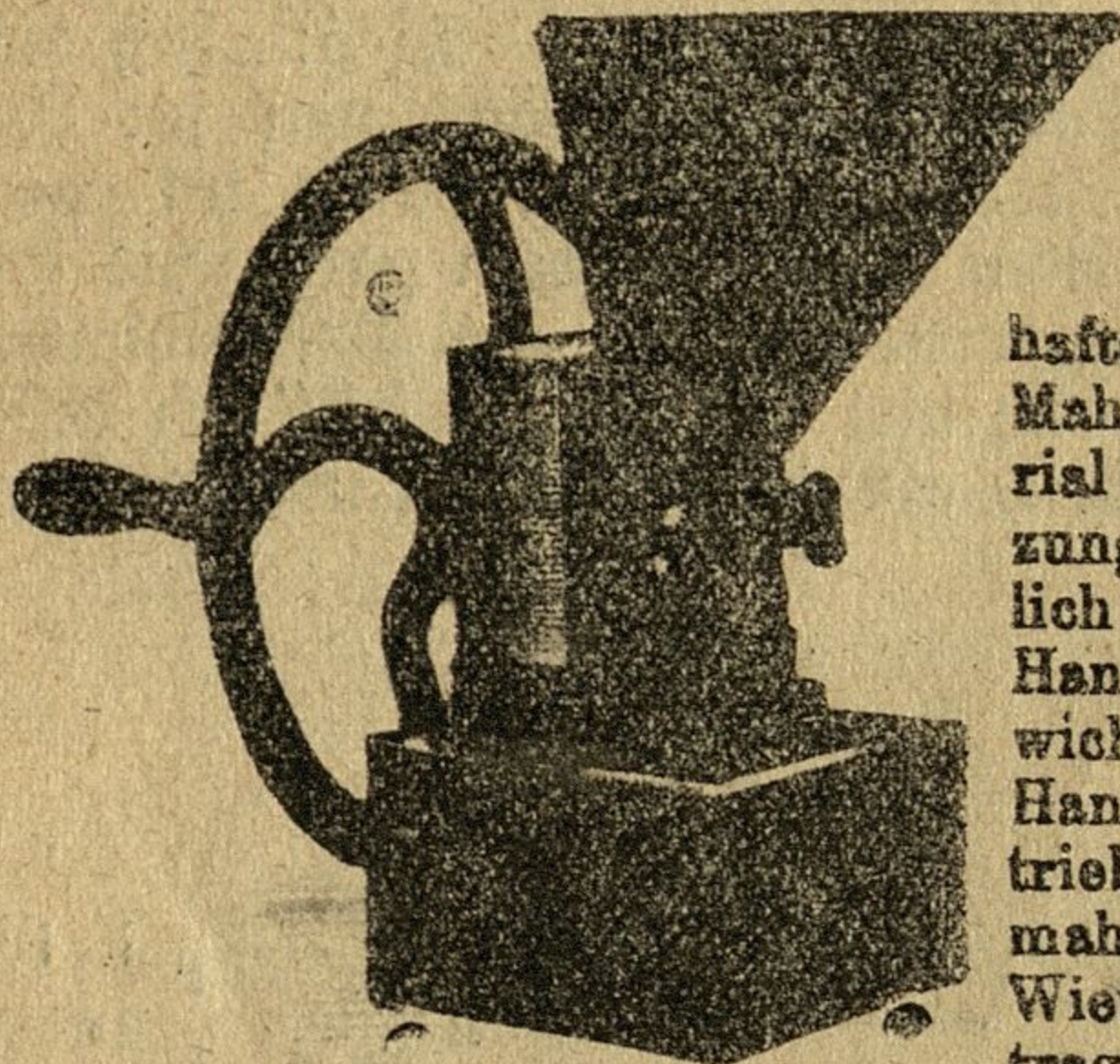
näht raschest Steppstiche wie eine Nähmaschine. Beste Erfindung, um Beider, zerrißene Schuhe, Pferdegeschirre, Decken, Säcke, sowie alle Arten Stoffe und Kleider etc. selbst flicken und nähen zu können. Unentbehrlich für jedermann. Garantie für Brauchbarkeit. Preis der kompletten Nähähle mit Zwick, vier verschiedenen Nadeln und Gebrauchsanweisung per 1 Stück K 4'90, 3 Stück K 13'30. Versand per Nachnahme durch

M. Swoboda, Wien, III/2, Steißgasse 13—242.

Trockene Schwämme,

K 55.—, 45.— und 35.— per 1 Kilogramm hat abzugeben Agrární banka, Prag, II., Havlíčekplatz 26. — 1 Kilogramm Muster per Nachnahme

Getreide-Handmühle



Meine Original-Getreide-Handmühle eignet sich vorzüglich zum Grobschroten und Feinmalen jeder Getreidegattung, ist von einfacher, jedoch dauerhafter Ausführung, auswechselbaren Mahlscheiben aus gehärtetem Material und selbst bei stärkster Benützung fast unverwundlich. Unentbehrlich für jeden Haushalt. Modell 4 mit Handkurbel für kleinen Betrieb, Gewicht 7 kg K 120'—. Modell 5 mit Handschwungrad für größeren Betrieb zirka 12 kg K 160'—. Ersatzmahlscheibe K 8'—. — Versand ab Wien gegen Einsendung des Betrages durch die Generalvertretung:

Max Böhnel, Wien, IV, Margaretenstr. 27.

In einer Nacht

schwinden Hühneraugen, Schwielen und Hornhaut gründlich und schmerzlos durch mein glänzend begutachtetes Silberfahnen, wodurch auch überhaupt die Bildung von Hühneraugen verhütet werden kann. Dieses Mittel versende gegen Einsendung von 2 K 50 h, auch in österr. Briefmarken. Keine Geldauslagen mehr! Wenn nicht prompter Erfolg, zahle den zehnfachen Betrag zurück. Fr. Cini in Bettendorf a. d. Elbe, Nordmähren

Mahl- und Schrotmühle

für jeden Haushalt jetzt sehr nötig! Preis 26 Kronen. Meine Mühle mahlt sämtliche Produkte. Sie hat sich infolge zweckmäßigster, dauerhaftester Bauart während der Kriegszeit bestens bewährt und ist daher zweifellos die vorzüglichste Hausmühle zum Schroten und Mahlen von Getreide, Futtermalz, Gewürze, Chemikalien usw. Lieferung nur durch Anton Seib, Wernsdorf, III. Bezirk, Nord-Böhmen. Prospekt über Mühlen aller Art gratis



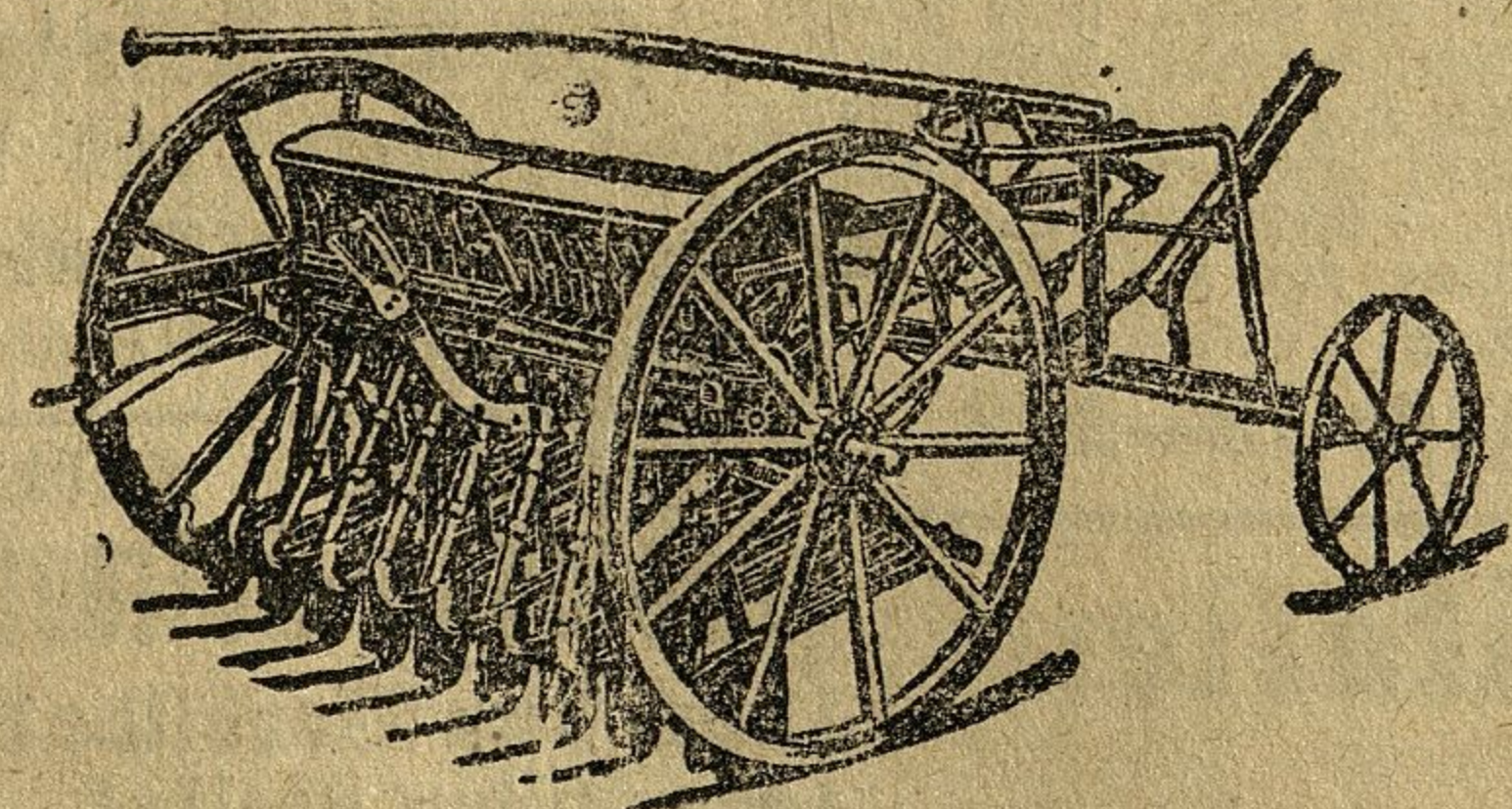
Billigste, beste Bezugsquelle für

billige Bettfedern.

1 Kilogramm neuer halbweißer Schleiß K 8'—, hellgrauer Halbflaum fein K 10'—, hochfein K 14'—, feiner grauer Flaum K 18'—, weißer feiner Schleiß K 15'—, hochfeiner Herrschafts-Schleiß K 18'— und K 22'—, schneeweiß allerfeinster Halbflaum K 32'—, feiner weißer Flaum K 38'—, feinsten Brustflaum K 46'—, allerfeinsten Kaiserflaum „Spezialität“ K 54'— gegen Nachnahme oder Vorauszahlung Rudolf Blahut, Deschenitz Nr. 120, Böhmerwald. Nichtpassendes umgetauscht oder Geld zurück. Ausführliche Preisliste kostenlos. Preise freibleibend.

SÄMASCHINEN!

Benzin-Motore
Dresch-Garnituren
Dresch-Maschinen
Göpel



Futterzubereitungs-Maschinen

Viehfutterdämpfer mit kippbarem Kessel
Rübenschneider in praktischer, solider Ausführung

Futterschneid-Maschinen, sowie alle sonstigen landwirtschaftlichen Maschinen in allen Grössen in unübertroffener Ausführung bei weitgehendster Garantie sofort lieferbar

Handelsgesellschaft für landwirtschaftliche Maschinen und Bedarfs-Artikel,
Ges. m. b. H.,

Wien, V., Margaretenstrasse 107/175

Telegramm-Adresse: Garbesep, Wien. Telephon: 52329.